

dlv



Heinz Böhm

# Der rote Graf

clv

Christliche  
Literatur-Verbreitung e.V.  
Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

1. Auflage 1996
2. Auflage 2000

© 1996 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung  
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld  
Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach  
Satz: Enns Schrift & Bild, Bielefeld  
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-783-X

# Inhaltsverzeichnis

1.	Der Überfall .....	7
2.	Das Geheimversteck .....	12
3.	Auf Burg Schlangenfels .....	20
4.	Ein Schutzring um Moosgrund .....	29
5.	Kaufleute ziehen heran .....	32
6.	Spuk oder Wirklichkeit? .....	38
7.	Und die Heiligen schweigen .....	43
8.	Hilda in großer Sorge .....	53
9.	Bitteres Leid .....	58
10.	Das sprechende Buch .....	63
11.	Das Leben geht weiter .....	68
12.	Rubertus staunt, daß sich die Balken biegen .....	76
13.	Vertrauen gegen Vertrauen .....	81
14.	Die einsame Waldhütte .....	85
15.	Stunde des Grauens .....	94
16.	Traum oder Wirklichkeit? .....	107
17.	Fürst Dietrich von Wolfseck .....	120
18.	Der Zweikampf .....	135
19.	Ein Geständnis unter vier Augen .....	147



# 1. Der Überfall



Es war eine stürmische Maiennacht. Schwarze Wolken jagten über den nächtlichen Himmel. Die knorrigen Eichen, die sich bis nahe an das Dorf Moosgrund heranschoben, ächzten unter der Gewalt des Sturmes. Dunkel hoben sich die Mauern von Burg Schlangenfels gegen die heraufsteigende Dämmerung am Horizont ab. An der Grenze des Ortes, an einem leicht ansteigenden Hang gelegen, stand die Hütte des Köhlers und Bogenschnitzers Felix. Hier lebte er mit seiner Frau Hella und den beiden Söhnen Bernhard und Konrad.

Der knapp vierzigjährige Mann lag wach auf seinem Strohlager, das mit Leinenfetzen überdeckt war. Gespannt lauschte er dem Tosen des Sturmes. Plötzlich richtete er sich auf. In das langgezogene Pfeifen des Windes mischten sich vom nahen Dorf her andere Töne. Er hörte Pferdewiehern, angstvoll kreischende Frauenstimmen, dazwischen wüstes Krachen und rauhes Männergrölen. Der Mann stieß seine schlafende Frau neben sich an. Augenblicklich war sie wach und richtete sich auf: „Was ist das Felix?“ „Das möchte ich auch gern wissen, komm!“

Beide krochen unter der aus Schaffellen gefertigten Decke hervor und platschten mit nackten Füßen über den festgestampften Lehm Boden des Raumes. Sie traten an das Fenster und stießen den stabilen Laden nach außen. Vor der Dorfschänke hatte sich eine johlende Meute Reiter versammelt, die unter

lautem Schreien ihre Fackeln schwangen. „Eine Räuberbande“, zischte die Stimme des Köhlers. „Eine Räuberbande unten vor der Schänke.“

Erschreckt wandten die Eltern ihre Köpfe und blickten nach der massiven Tür, die den großen Raum von dem zweiten, wesentlich kleineren Raum trennte.

Die beiden Söhne, Bernhard und Konrad, standen im Türrahmen, und bibbernd wiederholte Konrad den Satz seines Vaters: „Eine Räuberbande, Papa?“ Er warf sich seinem Vater in die Arme und barg seinen Kopf an dessen Brust. Der Mann strich seinem Jungen übers Haar. „Ich vermute es nur. Es kann aber auch was anderes sein.“ „Was anderes sein?“ Bernhard, der ältere der Brüder, ließ sich nicht so schnell beruhigen. Im Gegenteil. Wenn das mit den Räubern stimmte, dann war ihr gemeinsamer Freund Eckart in höchster Gefahr. Bernhard schaute durch die Fensteröffnung zur Schänke hinüber. Der auf- und abspringende Fackelschein zog gespenstische Kreise. Mächtige Schatten huschten über die Wand des alten Hauses.

Felix sah seine Frau und die Jungen an. „Ganz ruhig bleiben. Hierhin kommen sie nicht. Aber ich kann die unten nicht im Stich lassen.“ Entschlossen riß er einen starken Bogen von einem Haken und ergriff den mit Pfeilen gefüllten Köcher.

Bernhard blieb einen Augenblick unschlüssig stehen, dann huschte er in den Nebenraum und kam mit seinem eigenen Bogen zurück. Er stellte sich

neben seinen Vater. Aus der Dorfmitte nahte dumpfes Hufgetrampel.

Schwarze Schatten rasten unterhalb der Köhlerhütte vorbei, dem nahen Wald zu. Kreisende, schwindende Lichter und nachlassendes Grölen kündeten das Ende des Spuks an. Die Frau schlug seufzend ihre Hände über dem Kopf zusammen: „Felix, sie haben uns verschont.“ „Wahrscheinlich ahnten sie, daß bei uns nichts zu holen ist“, lachte der Mann. „Aber unten bei der Schänke, unten bei der Schänke“, murmelte er. Inzwischen hatte die Frau mittels eines Feuersteins und Zunders einen Span angezündet. Sie hielt ihn an die pechgetränkte Fackel. Eine bläuliche Flamme züngelte an dem runden Stab entlang.

Der Mann nahm ihr die Fackel aus der Hand. „Legt euch noch auf euer Lager. Die Gefahr ist vorbei, aber ich möchte sehen, was unten bei der Schänke passiert ist.“ „Bleib hier, Felix“, bettelte die Frau und hing sich an seine Schulter. „Nein, Hella, sollen mich die andern für einen Feigling halten? Ist schon schlimm genug, daß ich meinen Bogen nicht spannen konnte ...“ „Warte doch wenigstens bis es noch heller wird. Der Horizont bekommt schon Licht.“ Der Mann schob ihre Arme von seiner Schulter. Seine Blicke streiften die beiden Jungen: „Versucht noch einmal einzuschlafen.“ Bernhard schüttelte energisch seinen Kopf. „Ich gehe mit, Vater. Ich muß wissen, ob Eckart etwas passiert ist.“ „Nein, du bleibst hier. Bei Mutter und Konrad.“ „Aber zwei Bogen sind besser als einer.“

„Mag schon sein, aber jetzt bleibst du hier!“ Bernhard senkte seine Blicke nach unten, wagte aber

nicht, seinem Vater zu widersprechen. Auch die Frau versuchte nicht mehr, ihren Mann zurückzuhalten. Bald hatte der Köhler die Dorfmitte erreicht. Kaum sahen ihn einige Bauern, so stürzten sie ihm entgegen. Die Blicke des Köhlers trafen sich mit denen seines Freundes, des Hufschmiedes Bruno.

„Sie kamen wie die Heuschrecken, Felix.“ Der Köhler hielt seine brennende Fackel in die Höhe und ging auf die Schänke zu. Die brüchigen Lehmwände hatten tiefe, frische Schrammen. Die Haustür war brutal aus dem Rahmen herausgeschlagen worden. Neben der Scheune stand ein demolierter Reisewagen. Grimm in seinen hellen Augen, kam der alte Schankwirt Waldemar auf Felix zu. Ihm folgte auf dem Fuß ein vornehmer Herr, dessen Gesicht von Entsetzen gezeichnet war.

Der Schankwirt fuhr mit seiner rechten Hand durch sein wirres, schlohweißes Haar: „Das ist doch in den letzten Jahren nie passiert. Und heute, gerade heute. Ich frag' mich nur“, der Alte durchbohrte die Umstehenden mit seinen hellen Augen, „woher wußte das Gesindel, daß der Rote Graf zu einem Ritterturnier unterwegs ist?“ Vielstimmiges Murmeln der Männer nahmen den Gedanken des Alten auf. „Ja, der Rote Graf. Wäre er mit seinen Rittern auf Schlangenfels gewesen, dann hätte es niemand gewagt, Moosgrund so dreist und frech zu überfallen.“

Der fremde Kaufmann rang verzweifelt die Hände: „Hier die Tour durch den Moosgrund gilt unter den Kaufleuten als ziemlich sicher. Besonders seit der

Großvater des Roten Grafen, Rudolf von Schlangenfels, die Wälder von dem Raubgesindel befreit hat.“ Dann begann er zu jammern und zu klagen: „Ich komme an den Bettelstab, ich komme an den Bettelstab. Niemand ersetzt mir die kostbaren Stoffe und das Silber.“ Felix tat dieser Kaufmann leid, während die Tagelöhner eine aufsteigende Schadenfreude nicht ganz verbergen konnten. Was sollten sie denn sagen. Von wegen Bettelstab. Bestimmt hatte der in seiner Stadt keine so erbärmliche Hütte, wie die meisten von ihnen. Felix trat auf den Kaufmann zu: „Seid nicht so verzweifelt, Herr. Sobald Graf Leopold zurückkehrt, werden wir ihm von dem Überfall berichten. Er wird die Räuber aufspüren und vielleicht ...“ In den Augen des Kaufmanns blitzte es hoffnungsvoll auf. „Meint Ihr?“ Der Köhler nickte. Allerdings behielt er den Gedanken für sich, das gerade um Moosgrund herum und weiter in den Wäldern zahllose Schlupfwinkel waren, die einer Bande genug Möglichkeiten gab, sich – wie man so schön im Volksmund sagt – in Luft aufzulösen. Ein alter Tagelöhner, dessen geöffneter Mund zwei gelbe Zahnstümpfe freigab, schaute mit nahezu abergläubischen Blicken zur Burg hinauf.

„Der Rote Graf wird sie zu finden wissen, und dann“, sein verwittertes Gesicht spiegelte wider, wie er sich die Rache des Grafen vorstellte. Felix schaute nachdenklich in den Schein der rußenden Fackeln. Die Frage des alten Schankwirts Waldemar hakte sich in ihm fest. „Woher wußten die Wegelagerer, daß der Rote Graf nicht auf Schlangenfels weilte? Sollte ein Verräter unter den Männern von Moosgrund sein?“

## 2. Das Geheimversteck



**N**ahe des Ortes Moosgrund, tief in eine Mulde gebettet, lag die armselige Hütte der Witwe Hilda. Hier hauste sie mit ihrem Sohn Wulf, einem knapp fünfzehnjährigen kräftigen Burschen. Hilda war stolz, wenn man Wulf ihren Sohn nannte. Obwohl doch jeder im Flecken wußte, daß er ein Findelkind war. Einer, den die unbekanntenen Rabeneltern aus dem Nest gestoßen hatten.

Damals – es war ein herrlicher Septembermorgen gewesen, hatte einer von den Bauern in seiner Scheune ein klägliches Wimmern gehört. Dieser Mann gehörte nicht zu den Leibeigenen und genoß, entsprechend dieses Standes, bei allen ein gewisses Ansehen. Er kam direkt hinter Pater Franziskus. Zunächst glaubte er, sich verhöhrt zu haben. Doch die kräftige Säuglingsstimme belehrte ihn eines Besseren. Halb neugierig und halb ängstlich stieß er die Scheunentür auf. Hell schien die Herbstsonne in das Innere des Raumes. Und da hörte und sah er: In eine rauhe Decke eingewickelt, lag ein schreiender Säugling. Der Mann sah auf seine schwieligen Hände. Geschaffen, um schwere Arbeit zu leisten, aber doch nicht mit solch einem Würmchen umzugehen. Doch dann hob er es auf, drückte es an seine Brust und stapfte hinauf zu Pater Franziskus.

Zwei Tage zuvor hatte ein von Rittern bewachter Kaufmannszug in Moosgrund Rast gemacht. Nicht selten schlossen sich fahrende Gesellen an. Sie lei-

steten den reisenden Kaufleuten geringe Dienste und genossen dafür den Schutz durch die mitziehenden Ritter.

Kein Zweifel, daß jemand den Säugling heimlich ausgesetzt hatte. Wohl in der Hoffnung, man werde das schreiende Bündel finden.

Das sonst so gütige Gesicht des Seelsorgers verdüsterte sich, und seine Stimme grollte wie ein heranahndendes Gewitter: „Wer hat dieses hilflose Menschlein nur so kaltherzig ausgesetzt!“ Der Bauer hatte das leichte Bündel dem Pater in die Arme gelegt. Der Kleine schaute sie mit runden, blauen Augen an. Dann lächelte er. Die beiden Männer sahen sich an, und sie schämten sich ihrer Rührung nicht. Kurz über seine Augen wischend, bestimmte Pater Franziskus, daß dieses Kind in Moosgrund bleiben sollte.

Schon bald ergab sich ein geradezu vorgebahnter Weg. Mit Tränen in den Augen hatte die Witwe Hilda den Pater gebeten, ihr den kleinen Jungen als Pflegekind anzuvertrauen. Erstens, weil es schuldige Christenpflicht sei, für das Kind zu sorgen, zum andern, weil ihr achtjähriger Sohn vor einem Jahr durch ein tückisches Fieber hingerafft worden war. Pater Franziskus nannte diesen Entschluß der Witwe eine Gott wohlgefällige Tat, die der Schöpfer wohl mit besonderem Segen beantworten werde.

Mit beschwörenden Gesten versicherte die Witwe Hilda, daß sie nach allen Kräften für den Kleinen sorgen wolle. Und die Familien von Moosgrund

versprochen der Pflegemutter, was in ihren Kräften stand, für sie und den Kleinen Nahrung und Kleidung beizusteuern. Und sie hielten Wort. Bei jeder Ernte, auch wenn sie spärlich ausfiel, wurden doch die beiden nicht vergessen.

Den Namen Wulf verdankte der Kleine seinem gesegneten Appetit. „Man sollte ihn Wolf nennen“, hatte Hilda gegenüber dem Pater geäußert, als der sich wenige Tage später nach dem Wohlergehen des „Findelkinds“ erkundigte. „Wechsle doch einfach einen Buchstaben aus“, schlug der Pater mit einem piffigen Lächeln vor. „Nimm das O heraus und setze ein U dafür ein.“

Ein stolzes einfältiges Lächeln huschte über ihr Gesicht, und nahezu wie eine Formel murmelte sie: „Das ist gut, Pater Franziskus, Wulf, mein kleiner Wulf.“

Die Jahre vergingen, und Wulf wuchs zu einem hübschen Burschen heran. Alle im Ort waren von seinen blauen Augen fasziniert. Und wie wußte er mit dem Bogen umzugehen! Er schoß die Vögel im Flug und durchbohrte die stehenden Forellen in den glasklaren Bächen. Seine vier Freunde Bernhard, Konrad, Eckart und Walther bewunderten ihn wegen dieser Fähigkeiten. Nur Bernhard ließ ihn gelegentlich fühlen, daß er nur ein Findelkind war. Wenn er aber bemerkte, wie seine Worte den Freund getroffen hatten, scheute er sich nicht, ihn ehrlich um Verzeihung zu bitten.

An einem sonnigen Frühlingstag lagen die fünf Jun-

gen im Schatten eines Erlenbusches und blickten angestrengt hinüber zum Waldrand. „Wenn der doch mit seinen Schafen weiterzöge“, zischte Wulf und zappelte vor Ungeduld. Offenbar aber dachte der Mann drüben am Waldrand nicht daran, seinen schattigen Platz zu verlassen. Gemütlich lehnte er an einer dicken Eiche und streckte seine Beine vor. Neben ihm stand der lange Hirtenstab. Gemächlich schob er seinen verbeulten Hut in die Stirn. „Wenn nicht ein paar einsichtige Wespen auftauchen, ist vorläufig nichts zu machen“, seufzte Walther. Die fünf krochen ein Stück auf die sonnige Wiese und dösten vor sich hin.

Zeit hatten sie ja genug. Trutzig ragte die Burg mit ihrem Dornestrüpp um die mächtigen Mauern in den blauen Maienhimmel. Undurchdringlich waren diese Hecken, natürlicher Schutz, den schon Graf Rudolf um die Burg hatte anlegen lassen. Ähnlich unbezwingbar wie die Burg, hielten die Leute von Moosgrund die Unbezwingbarkeit des Roten Grafen. Wie es manche Kaufleute bis in ihre Einöde hereintrugen, war der Graf im ganzen Land zu einem gefürchteten Turniergegner geworden. Für die Leute in Moosgrund war er ein Vorbild, zu dem sie aufschauten. Und alle waren überzeugt, wäre der Rote Graf auf seiner Burg gewesen, dann hätte es niemand gewagt, den Ort zu überfallen. Natürlich gab es in diesen Tagen für die fünf Freunde kein anderes Thema. Nun aber lagen sie still im Gras und blinzelten zur Burg hinüber. Konrad scheuchte einige lästige Fliegen weg, dann kroch er hinter den Erlenbusch. Er spähte durch das grüne Gitter der Zweige. Lebhaft winkte er den Freunden mit der Hand:

„Er zieht los! Er zieht los!“ Flink wie Wiesel huschten die andern herbei und sahen sich triumphierend an. „Endlich!“ Von seinen zwei Hunden umsprungen, eingekeilt zwischen der grauen Decke der Schafe, zog der Hirte Rubertus dem Dorf Moosgrund entgegen. Rubertus hauste in einer elenden Hütte, etwas außerhalb des Dorfes. Schon von frühesten Kindheit an hütete er die Schafe. Er war kräftig von Statur, aber hinter vorgehaltener Hand spottete man im Dorf, sein Verstand habe beim körperlichen Wachsen nicht ganz mithalten können. Es offen zu sagen, wagte kaum jemand. Aber er schien es zu ahnen, und darum hielt er sich am liebsten bei seinen Schafen auf. „Die passen zusammen, Rubertus und seine Schafe“, hatte einer gespottet. Pater Franziskus hatte den Satz gehört. Ernst sah er diesen Mann an und sagte: „Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.“

Wie ein geprügelter Hund schlich sich der Mann aus der Runde. Das Lachen der Männer ging in verlegenes Husten über. Und wenn man einmal mit sich selbst zu Rate ging und ehrlich wurde, so war dieser Spott eine grobe Lieblosigkeit.

In ganzer Treue versah Rubertus seinen Hirtendienst. Und das allein zählte. Der alte Schankwirt Waldemar ließ es sich nicht nehmen, dem Hirten in seiner Schänke gelegentlich eine kräftige Mahlzeit servieren zu lassen.

Auch die fünf Freunde mochten den Hirten, besonders Wulf, aber jetzt war es doch gut, daß er aus ihrem Bereich verschwand. Bereich – das war ihr

ureigenes Geheimnis. Kaum war die Gestalt des Hirten hinter einem Hang verschwunden, da stürmten sie los. Drüben am Waldrand standen als Wächter ein paar knorrige Eichen. Noch schimmerte zwischen dem ersten Grün der Blätter der blaue Himmel hindurch. Doch wenn die Blätter im Sommer groß und dunkelgrün wurden, bildeten diese mit den Bäumen eine einzige undurchdringliche Wand. Der dickste dieser Bäume barg das Geheimnis der fünf Freunde. Oben in der Krone hatten sie ihr Versteck. Heimlich hatten sie einige Bretter nach oben geschafft und sie zwischen den schlangendicken Astgabeln verankert. Unter den Eichen verharrten sie einige Sekunden und schauten sich nach allen Seiten um. Alles still. Nur ein Eichelhäher schimpfte über die Eindringlinge. Wie Eichhörnchen kletterten sie den rissigen, grün-spanigen Stamm hinauf. Oben angekommen, räkelten sie sich in einer verständlichen Überlegenheit in ihrem luftigen Versteck. Eckart wischte den Schweiß von seinem Gesicht. Die vier Freunde sahen ihn erwartungsvoll an. Manchmal ließ er seiner Phantasie allzuviel Raum, aber in dem Punkt hatte er es feierlich beschworen: „Ich habe einen von den Räubern gesehen.“ Und das wollten die vier Freunde jetzt genau wissen.

Eckart kostete die Spannung unter den anderen aus.

Dann zögerte er einen Augenblick: „Gesehen, ja das stimmt, gesehen habe ich einen von den Räubern, aber ich habe ihn nicht erkannt.“ „Wen hast du denn erwartet?“ fragte Bernhard spöttisch. „Du hast doch behauptet, einer der Räuber hätte dem Kaufmann die Geldkatze aus dem Nachtgewand gerissen.“

„Das stimmt auch. Hab ich gesehen. Doch als dieser Kerl mir das Gesicht zuwandte, wäre ich hinter der Wand an meinem Guckloch vor Schreck bald ohnmächtig geworden.“ „Hatte er einen Totenschädel?“ „Das nicht, aber fast ebenso schlimm. Sein ganzes Gesicht war mit Holzkohle rabenschwarz verschmiert. Nur seine Augen guckten wie zwei weiße Kiesel heraus. Dann stürzten noch zwei Gestalten in den Schankraum. Da bin ich hinter meine Schlafkiste gekrochen. Ich hörte den Großvater mit seiner mächtigen Stimme wettern. Plötzlich, wie ein scharfer Peitschenknall, schrie eine helle Stimme. Großvater war sofort still. Ich hörte den Mann, wie er einen Befehl gab. ‚Den Wagen ausräumen und alles gründlich durchstöbern.‘ Ich bibberte vor Todesangst, sie könnten mich hinter meiner Kiste entdecken ...“ Eckart wischte sich erneut den Schweiß von seiner Stirn: „Und wenn sie noch hier in der Nähe sind?“ Walther war es, der diese Frage unvermittelt stellte. Konrad sah die andern der Reihe nach an. „Meinst du?“ wandte er sich an Walther. Dann schaute er auf seinen älteren Bruder. Der winkte beruhigend ab.

„Auch wenn es Felsen, Schluchten und Höhlen genug gibt, glaube ich nicht, daß sich dieses Gesindel noch in der Nähe aufhält. Sie müssen ja damit rechnen, daß der Rote Graf, sobald er von dem Turnier zurückkehrt, mit seinen Männern die Wälder durchkämmt.“ Konrad suchte in der Zuversicht seines Bruders, die eigene Angst zu vertreiben.

Als Wulf seinem Bruder dann noch beistimmte, war Konrad beruhigt.

„Ich denke auch, daß diese Strolche das Gebiet des Roten Grafen längst verlassen haben. Immerhin“, er blickte in die Runde, „kann es nichts schaden, wenn wir in den nächsten Tagen und Wochen die Augen offen halten. Vor allem, wenn wir hier in unserem Versteck sind.“ „Das ist doch wohl klar“, kamen die Stimmen der vier Freunde wie ein Echo.

### 3. Auf Burg Schlangenfels



Eine knappe Woche war seit dem Überfall auf Moosgrund vergangen. Die Leute warteten voller Ungeduld auf die Heimkehr des Roten Grafen und seiner Ritter. Endlich – die Sonne stieg hinter der grünen Mauer des Waldes heraus, als sie die breite Naturstraße durch den Moosgrund heraufgezogen. Der Hirte Rubertus hatte sie von einem baumfreien Hügel zuerst gesehen. Er lief und brachte die frohe Kunde. Zur Belohnung erhielt er von dem Schankwirt Waldemar ein Stück Schinken und einen Kantten Brot.

Indessen zogen die heimkehrenden Ritter am schäumenden Fluß entlang, auf dessen Grund Steine und Felsbrocken lagen. Manche ragten wie Kegel oder Pyramiden aus dem Wasser.

Neben Graf Leopold tänzelte ein Rappe, auf dem die wuchtige Gestalt des Ritters Eberhard saß, im weiten Umkreis nur der Starke Eber genannt. Der Graf hatte seinen Helm abgenommen und vor sich auf den Halsansatz seines Pferdes gelegt. Die verschwitzten, brandroten Haare, die ihm den Namen „Roter Graf“ eingebracht hatten, umrahmten in einer Pagenfrisur sein schmales energisches Gesicht. In seinen hellen Augen lag ein frohes Leuchten. Er wandte sein Gesicht Ritter Eberhard zu: „Endlich wieder daheim. Endlich wieder auf Schlangenfels. Dort grüßt sie schon aus steiler Höhe

zu uns herüber.“ Nach einer Biegung lag der Flecken Moosgrund vor ihnen.

Der Rote Graf hielt seine rechte Hand wie ein Schild über seine Augen.

Vom Dorf her drängten die Leute und liefen dem Zug der Heimkehrenden entgegen. Allen voran die gebeugte Gestalt des Paters Franziskus. Zwischen den Erwachsenen liefen auch die fünf Freunde. Sie waren wie Bogen gespannt, wie der Rote Graf wohl gegen die gemeinen Räuber vorgehen würde. Stolz sprengte Graf Leopold vor den andern her. Vor der Gruppe seiner Bauern und Tagelöhner zügelte er sein Pferd und schaute halb erstaunt und halb unwillig auf seine Untertanen. Fragend ruhten seine hellen Augen auf dem Pater. Die Dorfbewohner, Männer und Frauen, verneigten sich vor ihrem Herrn, dem Grafen Leopold von Schlangenfels.

Schon seit Jahrzehnten unterstanden die Tagelöhner von Moosgrund den Grafen von Schlangenfels. Sie lieferten pünktlich den fälligen Zins ab, konnten sich aber im allgemeinen einer großen Freiheit erfreuen. Schon Graf Rudolf, Großvater des jetzigen Burgherrn, hatte sich das Ziel gesetzt, die Peitsche auf dem Rücken der Tagelöhner weniger pfeifen zu lassen und statt dessen ein Verhältnis des Vertrauens zwischen sich und seinen Untergebenen zu schaffen. Er wußte, die Peitsche sorgt wohl im Augenblick für etwas mehr Brot für Burg und Ritter, zugleich aber wächst eine bittere Wurzel des Hasses zwischen Herrn und Untergebenen auf. Untergeben waren sie ihm auf jeden Fall, doch sollten sie keine Unterdrückten werden.

Diese Weisheit seines Großvaters hatte Graf Leopold übernommen, und er fuhr damit nicht schlecht. Jedoch war er von allen zu fürchten, wenn es in seinen hellen Augen wetterleuchtete. Ein Anfang dieses Wetterleuchtens stand in seinen Blicken, als er auf den Pater herabschaute. Der Seelsorger wich einige Schritte zurück, dann blickte er den Burgherrn an.

„Seit Eurer Abwesenheit, Herr, ist manches geschehen!“ „Redet deutlicher, Pater Franziskus!“

Der Pater hielt den Blicken des andern stand: „Herr, während Ihr mit den Männern unterwegs beim Turnier ward, hat eine Räuberbande den Flecken Moosgrund überfallen. Dabei haben sie einem reisenden Kaufmann, der in der Schänke nächtigen wollte, all sein Hab und Gut geraubt!“ Die Mauer der Leute nickte wie einstudiert: „Ja, so ist es geschehen, Herr.“

Der Graf wechselte einen schnellen Blick mit seinem Jochgenossen, dem Starken Eberhard. In beider Gesichter stieg die Zornesröte. „Haben wir recht verstanden, Räuber? Räuber haben Moosgrund überfallen?“ Der Priester nickte: „Drüben bei der Schänke steht noch der demolierte Wagen des Mainzer Kaufmanns.“

Graf Leopold wischte mit seinem Handrücken den Schweiß von der Stirn. „Das möchte ich alles genau wissen“, sagte er mit brüchiger Stimme. Man sah ihm an, wie ihn diese Nachricht erschütterte. Er konnte einige herausquellende Tränen nicht unter-

drücken. „Ihr, Pater Franziskus, der Schmied Bruno und der Köhler Felix, werdet heute Nachmittag auf die Burg kommen.“ Die drei erwählten Männer verbeugten sich. Noch einmal glitten die Blicke des Burgherrn über die Versammelten, dann schnalzte er mit der Zunge. Die Leute traten an den Rand und bildeten eine breite Gasse. Von Freude und Hoffnung erfüllt, schauten sie den davonsprengenden Rittern nach.

Am Nachmittag desselben Tages standen die drei Männer vor der Mauer der Burg. Knarrend, wie von Geisterhand bewegt, quietschte das Fallgatter nach oben. Dann öffneten sich die beiden halbrunden Tore und gaben den Blick in den Burghof frei. Auf dem Rand des in Steinen gefaßten Ziehbrunnens saßen einige Knappen und putzten Brustharnische, Schilde und Helme. Aus dem obersten Fenster der Kemenate blickte neugierig ein Frauenkopf heraus.

Als Pater Franziskus in diese Richtung blickte, verschwand er sofort. Der Wächter ging den drei Männern voraus. Beeindruckt bestaunten Bruno und Felix, wie geräumig das Burggelände war. Der Türmer beugte sich über den Zinnenkranz auf dem Bergfried und nahm die ungewöhnlichen Besucher ins Visier. Außer dem Pater, der gelegentlich in die Burgkapelle kam, um die Messe zu lesen, blieben die Burgbewohner meistens unter sich.

Felix erhaschte den Blick seines Freundes. Beide dachten wohl das Gleiche. Hinter diesen Mauern war man sicher wie in Abrahams Schoß. Diese Burg würde von keiner Räuberbande gestürmt werden.

Der vorangehende Wächter mit einem wahren Stiernacken ging durch einen düsteren Torbogen voran. Kalt wehte es trotz des Frühlingstages von der feuchten Mauer herunter. Sie stiegen eine breite steinerne Treppe nach oben. Vor einer eisenbeschlagenen Tür blieben sie auf Geheiß ihres Begleiters stehen: „Einen Augenblick nur.“ Nach kurzer Zeit kam er zurück und winkte den drei Männern zu: „Graf Leopold erwartet euch.“ Sie durchquerten eine Steinhalle mit mächtigen Säulen. Der Wächter ging den dreien voran und öffnete eine der Flügeltüren, die den Blick in den geräumigen Rittersaal freigab. Wieder wechselten die beiden Freunde Bruno und Felix einige Blicke. Wenn sie angesichts dieser weiten Hallen an ihre elenden Hütten dachten! In breiten Streifen fielen die Sonnenstrahlen auf den gescheuerten Boden. An den hohen Wänden des Saales hingen Teppiche, aus rauhem Garn gewebt. Sie waren offensichtlich in die Jahre gekommen. Ihre Ränder zerfranst, die Farben blaß und nahezu erloschen. Für die Männer aus dem Dorf aber ein Luxus, über den sie staunten. In der Mitte des Saales hing ein Reifen von der Decke herab.

Er war mit gelben Wachskerzen bestückt, die auf spitze Dorne aufgesteckt waren. Jede einzelne Kerze war von einer ovalen Eisenschale eingerahmt, damit bei Festen und Gelagen den Gästen das Wachs nicht auf die Köpfe tropfte.

Der Schmied musterte fachmännisch die an den Wänden befestigten Ringe. In einem dieser Ringe steckte noch eine halb heruntergebrannte Fackel. „Wo ist denn der Tisch?“ wandte sich Felix verwun-

dert an Pater Franziskus. Der machte eine Bewegung mit seiner rechten Hand und zeigte auf den weiten, leeren Saal: „Tische und Stühle werden erst unmittelbar vor dem Mahl hereingetragen. Nach dem Gelage wird der Saal wieder geräumt.“

Durch den Eingang an der Stirnseite des Saales trat Graf Leopold herein und ging langsam auf die drei Männer zu. Die beiden Freunde wußten vor Verlegenheit kaum, wohin sie schauen sollten. Der Graf hatte seine Ritterrüstung mit einem dunkelblauen Samtrock vertauscht. Am Hals hochgeschlossen und in einem auffallenden Kontrast zu dem brandroten Haar. Über sein schmales Gesicht glitt ein kurzes Lächeln, als er die Verlegenheit des Schmiedes und des Bogenschnitzers Felix sah.

Aus einem Nebengemach huschte ein bildhübsches Mädchen in den Saal. Sie schaute zu Graf Leopold hinüber. Dieser winkte kurz abwehrend mit seiner linken Hand. Dann fühlten sich Felix und Bruno von den hellen Augen des Grafen angesehen. Er nickte den beiden aufmunternd zu: „Nun schildert mir, was in jener Nacht im Flecken Moosgrund geschah.“ Pater Franziskus stieß den Dorfschmied Bruno leicht an.

„Du hast doch alles unmittelbar erlebt!“ Der Schmied versteckte seine klobigen Hände hinter seinem Rücken. Die aufmerksamen Blicke des Burg Herrn verschlugen ihm fast die Sprache. Mühsam formte er die ersten Sätze: „Es war wohl kurz nach Mitternacht. Vom Walde her hörte ich das Schlagen vieler Hufe. Zuerst glaubte ich, mich zu ver hören,

aber es wurde immer deutlicher. Ich sprang von meinem Lager auf und stürzte an die Fensteröffnung. Meine Schmiede lehnt ja direkt an der alten Schänke. Ich bemerkte Lichtpunkte, die schnell näher kamen.“ Bruno sah die erwartungsvollen Augen des Roten Grafen. „Weiter“, forderten sie ihn auf. „Es ging alles furchtbar schnell. Die Räuber umkreisten die Schänke. Dann ein furchtbarer Schlag und einer der Männer hatte die morsche Haustür eingetreten. Ich sah, wie einige sich am Planwagen des Mainzer Kaufmanns zu schaffen machten. Ein reißendes Geräusch. Sie schlitzen das halbrunde Dach einfach auf.“ Der Erzählende wick den Augen des Grafen aus. Sie färbten sich während seines Berichtes immer dunkler und verhiessen nichts Gutes. „Weiter! Weiter!“ forderte Graf Leopold. „Einige Männer schoben schwere Stoffballen aus dem demolierten Wagen. Nebenan brüllte der alte Waldemar, aber einzugreifen hätte den sicheren Tod bedeutet.“ Graf Leopold hörte aufmerksam zu. Seine Augen veränderten sich zu schmalen Schlitzen.

Niemand hätte es zur Zeit seines Großvaters, Rudolf von Schlangenfels, gewagt, den Ort Moosgrund anzugreifen. Mühsam beherrscht, strich der Graf eine Haarsträhne aus seiner Stirn: „Habt Ihr eine Ahnung, Pater Franziskus, woher es die Wege-lagerer wußten, daß ich mit meinen Männern zu einem Turnier über Land war?“

Der Pater schüttelte etwas befremdend seinen Kopf.

„Woher sollte ich, Herr. Wir waren wohl alle zutiefst erschüttert über diesen dreisten Überfall.“ „Schon

gut, schon gut, es war nur eine Frage.“ Er sah der Reihe nach die Männer an. „Ihr wißt, daß mein Großvater, als er aus dem heiligen Land heimkehrte, die umliegenden Wälder von so mancher Räuberbande säuberte. Und es sei euch versichert, auch in meinen Adern fließt das gleiche Blut. Sobald als möglich werde ich meinem Lehnsherren, Fürst Dietrich von Wolfseck, über den dreisten Überfall unterrichten. Ihr aber, Pater“, dabei schaute er den Seelsorger an, „macht es in Moosgrund bekannt, daß dergleichen nicht mehr vorkommen wird.“ Um den Mund des Grafen lag ein harter, entschlossener Zug, daß keiner der Männer an seinen Worten zweifelte. Offensichtlich war es nur noch eine Frage der Zeit, bis Graf Leopold mit seinen Männern die Schlupfwinkel der Räuber aufgestöbert hatte und die Bande vernichten würde.

Zuletzt gab der Rote Graf noch eine Warnung an alle Bewohner des Fleckens mit. Die Leute sollten sich in nächster Zeit nicht zu tief in die Wälder wagen. „Diesen Rat werden wir bestimmt alle befolgen, Herr“, sagte Bruno, und Felix nickte eifrig mit dem Kopf. „Gott schütze Euch und Eure Ritter“, brummte der Pater mit seiner tiefen Stimme.

Graf Leopold winkte den Wächter an der Tür herbei: „Laß den Männern, bevor sie ins Dorf zurückkehren, einen kühlen Trunk reichen.“ Der Mann nickte, dann schritt er den dreien voran. Sie durchquerten ein düsteres Gewölbe und stiegen einige Stufen hinab in die Küche. In der Mitte des Raumes flackerte ein Feuer. Dünner, bläulicher Rauch zog durch einen aus unbehauenen Steinen gefertigten

Kamin ab. Über der offenen Feuerstelle baumelte, an vier Ketten befestigt, ein riesiger, rußgeschwärzter Kessel. Seitlich von der Feuerstelle standen kichernd und schwatzend einige Mägde und putzten Gemüse. Felix und sein Freund Bruno wechselten ihren üblich raschen Blick. Was für ein Luxus bot diese Küche, wenn sie an die primitiven Feuerstellen in ihren Hütten dachten. Seitlich an einer Wand standen grobe Holzgestelle. Auf denen waren Kannen, Kessel, Krüge, Pfannen und Schüsseln gestapelt.

An krummen Haken, die aus dem Holz herausstaken, baumelten diverse Spieße, mit denen das Fleisch gedreht wurde. Der Wächter wandte sich an eine der Mägde und gab den Auftrag seines Herrn weiter. Diese verschwand in einem Nebenraum und kehrte kurz darauf zurück. Sie goß drei hölzerne Becher voll roten Weines und reichte sie den drei Männern. Vor dem Pater machte sie eine ehrfürchtige Verbeugung. Felix und der Schmied Bruno langten nur zögernd zu. „Hm“, der schmeckte. Ganz anders, als der saure Most, den sie sich an besonderen Festtagen leisteten. Gutgelaunt, ihre Gesichter leicht gerötet, schritten sie nach dieser Erquickung den steilen Burgweg hinab. Und voller Zuversicht, dem Roten Grafen werde es bald gelingen, die Räuber in ihren Schlupfwinkeln zu finden und ... den Rest konnte sich jeder denken.

## 4. Ein Schutzring um Moosgrund



Der Rote Graf hielt sein Versprechen. Noch am gleichen Abend sprengte eine Gruppe gepanzerter Ritter aus dem Burgtor hinaus und donnerte über die hölzerne Zugbrücke. Unweit des Ortes teilten sie sich in zwei Abteilungen und ritten auf die Mauer des Waldes zu.

Voller Vertrauen, daß sie nun nichts mehr zu fürchten hatten, gingen die Tagelöhner in der nächsten Zeit ihrer schweren Feldarbeit nach. Auch die fünf Freunde halfen bei der Arbeit tüchtig mit. Gegenüber der heutigen Jugend wurden sie oft zu schweren Arbeiten herangezogen. Allerdings brauchten sie nicht stundenlang in der Schule zu sitzen und zu büffeln. Bildung war das Vorrecht nur weniger Leute, die es sich leisten konnten. Vor allem aber für die, die sich dafür interessierten. Vielen Rittern war Bildung und Wissen nebensächlich, wenn sie nur geschickt mit Bogen und Lanze umgehen konnten.

Außerdem genügte es, wenn sie von der Kunst des Schreibens so viel verstanden, bei Bedarf ein oder drei Kreuzchen unter eine Urkunde setzen zu können. Die Klöster waren weithin die Stätten der Bildung. Hier saßen Mönche nicht selten ganze Nächte durch in ihren kalten Zellen und schrieben mit angespitztem Gänsekiel in kunstvoller Schrift die Bibel oder Bücher der Kirchenväter ab.

Für die Tagelöhner, Bauern und Handwerker zählte vor allem, was sie mit ehrlichem Schweiß leisteten und geleistet hatten. Bernhard und Konrad halfen weniger auf den Feldern oder Wiesen, vielmehr gingen sie dem Vater an die Hand, wenn er die mächtigen, halbrunden Meiler aufschichtete. Wie riesige Ameisenhaufen standen sie meistens in einer Waldschneise, mit schwarzer Erde überdeckt, und in einem langen Prozeß verwandelten sie frisches Holz zu brüchiger, rabenschwarzer Holzkohle. Daß der Köhler im Winter seine Hütte immer am wärmsten hatte, gehörte zum Vorzug seines Berufes. Wie freuten sich die beiden Brüder, wenn nach solch arbeitsreichen Tagen, abends ein großes Stück Ziegenkäse neben dem Brot und der Milch lag.

Zwischendurch aber fanden die fünf Freunde auch Zeit, miteinander zu spielen, oder wenn die Beeren reif waren, Heidelbeeren, Himbeeren und im Spätsommer, Brombeeren zu ernten.

Allerdings, um wirklich fündig zu werden, mußten sie schon tiefer in den Wald eindringen. Und das hatte der Rote Graf für alle Einwohner Moosgrunds verboten. Eingeschlossen natürlich auch die fünf Freunde. Gut, daß die Heidelbeeren noch etwa vier Wochen brauchten, um saftig und ganz reif zu werden. Wahrscheinlich hatte bis dahin der Rote Graf mit seinen Männern das Räubernest längst aufgestöbert und ausgeräuchert.

In den nächsten Wochen schlurfte der alte Waldemar meistens vergnügt brummend, durch seine Schänke.

Es hatte sich offensichtlich unter den reisenden Kaufleuten herumgesprochen, daß Graf Leopold persönlich für die Sicherheit, durch den Moosgrund zu ziehen, mit seinem Ehrenwort bürgte. Nach und nach füllte sich die Schänke wieder mit Gästen, und bis spät abends waren die zwei Schankräume mit dem Lachen vieler Stimmen erfüllt. Von daher war die Laune des alten Waldemar durchaus verständlich. Auch sorgte er dafür, daß manche der Tagelöhner ihren frisch geernteten Salat bringen konnten und dafür einen oder einige Heller empfangen. Indessen kamen die Tage, wo die Sonne am höchsten stand, und wo in versteckten Mulden und zwischen weiten Heideflächen die saftigsten Heidelbeeren heranreiften. Graf Leopold schien es zu ahnen, daß ob dieser natürlichen Köstlichkeiten sein Gebot ins Wanken geraten könnte. Ein Grund, sein Verbot, tiefer in die Wälder einzudringen, noch einmal kräftig zu untermauern. Wieder war Pater Franziskus auserkoren, es den Leuten einzuschärfen, die Warnung des Burgherrn auf keinen Fall zu mißachten. Er hätte sich wohl gewundert, daß gerade der einfältige Hirte Rubertus das Gebot des Grafen übertrat. Er war weit weg vom Schuß. Sowohl von den Hütten der Tagelöhner als auch zu weit entfernt, um von den scharfen Augen des Türmers gesehen zu werden. Wieder einmal goß er laue Schafsmilch über die glänzenden Heidelbeeren. Genießerisch schnalzte er mit seiner Zunge. Die waren fast so groß wie Wildkirschen. Und von Räu-bern hatte er keine Spur gesehen!

## 5. Kaufleute ziehen heran



Goldgelb standen die wogenden Kornfelder in der Sonne. Die Leute von Moosgrund waren zufrieden. Das Wetter war wie gemalt. Regen wechselte mit Sonnenschein, und alles deutete auf eine reiche Ernte. Und die konnte bald beginnen.

Wulf und seine vier Freunde saßen oben in ihrem Geheimversteck. Bald würde sie die Ernte mit soviel Arbeit eindecken, daß für andere Dinge kaum noch Zeit blieb. Durch die Blätter der Eiche rauschte ein angenehmer Wind, und die fünf räkelteten sich, faul und zufrieden, auf dem stabilen Brett, das sie zwischen den Ästen verkantet hatten.

In dem mächtigen Baum, hier und da schon mit bräunlichen Blättern durchsetzt, schauten die Jungen aus luftiger Höhe wie durch ein grobmaschiges Netz hinunter auf den Waldboden.

Obwohl auch Wulf von dem Verbot des Roten Grafen wußte und zugleich auch, daß mit dem Burgherrn nicht gut Kirschen essen war, stellte er sich die weite Schneise vor, in der er im vergangenen Jahr die gelben Eierschwämmchen nur abzupflücken brauchte. Wie hatte sich seine Pflegemutter gefreut, als er ihr einen Riesenkorb davon herbeigeschleppt hatte.

„Ich schau mal nach meinen Eierschwämmchen“, sagte er unvermittelt. „Es hat in diesen Tagen so viel

gerechnet, daß es eine Schande wäre ...“ „Daß es eine Schande ist, wenn du dich gegen den eindeutigen Befehl des Roten Grafen stellst.“ Wulf sah den Sohn des Köhlers an: „Die da zwischen den dicken, sicheren Mauern ihrer Burg leiden keinen Hunger.“

Er suchte den Blick jedes einzelnen: „Wer will mit?“ Verlegen blickten alle zur Seite, außer Bernhard: „Meine Meinung kennst du ja. Außerdem haben wir Vater noch beim Holzschichten zu helfen.“ Er schoß noch einen ironischen Pfeil auf Wulf ab. „Du selbst hast ja kaum etwas zu tun.“ „Danke, daß du mich freundlich daran erinnerst“, sagte Wulf, aber die andern merkten, wie ihn Bernhards Worte trafen. Ohne Bernhard zu antworten, kletterte er den rissigen Stamm der Eiche hinunter. Verstimmt blieben die Freunde noch einige Zeit in ihrem Versteck hocken. Bernhard sah ein, daß er für diese Stimmung gesorgt hatte.

Allerdings dachte er heute nicht daran, sich bei Wulf zu entschuldigen. Er sah gewissermaßen von oben herab, wie das „Findelkind“ zwischen dem Unterholz verschwand. Zwischen den Freunden lastete die Stille, nur unterbrochen von dem emsigen Hämmern eines Spechtes. „Findelkind, Findelkind“, dachte Bernhard. Irgendwie fühlte er sich doch unbehaglich. Warum mußte es immer wieder ironisch über seine Zunge rutschen? Schweigend kletterten die vier Freunde aus ihrem Versteck. Unten angekommen, ging jeder seiner Wege, ohne daß sie sich auf das nächste Treffen einigten.

Indessen drang Wulf durch das zähe Gestrüpp des Waldes. Wie Schlangen krallten sich glitschige Wur-

zeln auf dem Boden, wucherten lange Brombeere-zweige, als wollten sie den Jungen warnen, tiefer in den Wald einzudringen. Wulf nahm einen handfesten Knüppel und schlug die rankenden Brombeere-zweige links und rechts zur Seite. Zwischen aufgeschossenem Farnkraut gluckste ein kleiner Bach.

Wulf sah zwischen den Blättern das glitzernde Wasser. Er blieb zögernd stehen. Sollte er nicht doch umkehren? Vor ihm breitete sich eine Schneise aus. Die Luft flimmerte vor Hitze. Hoch oben im Blau des Himmels zog ein Bussard seine Kreise. Seine ausgebreiteten braunen Schwingen schimmerten in der Sonne. Wulf überquerte die Lichtung. „Wenn ich doch den Bogen bei mir hätte“, murmelte er vor sich hin.

Es könnte doch sein, daß sich doch noch dieses Räuber-gesindel in der Gemarkung herumtriebe. Vielleicht zwischen den Felsen der sogenannten Bärensenke. Hinter der Lichtung ragte ein bizarrer Felsen vor ihm auf. Wulf erschrak. Er hatte diesen Brocken noch niemals gesehen. Keine Frage, er hatte sich verlaufen. Wie ein schadhafter Zahn eines Riesen streckte sich der Stumpf über die jungen Buchen. Die fleckige Felswand wies unzählige Spuren kleiner ausgetrockneter Regentrinnsale auf.

„Da müßte man eigentlich rauf!“ Kaum ausgesprochen, setzte Wulf seinen rechten Fuß in eine tiefe Felsspalte. Seine Finger umkrallten eine heraus-springende Steinnase. Er zog sich daran nach oben. Noch war sein Stand niedriger als die undurchdringlichen Wipfel der Bäume. Geschickt nutzte er

die kleinsten Felsvorsprünge, um bis auf die Spitze des Felsbrockens zu gelangen. Bald hatte er die Höhe der Baumwipfel erreicht. Er schaute sich um. Weit drüben sah er den Bergfried von Schlangenfels. Er blickte hinunter auf den Boden. Schwindelerregend war dieser Blick von oben. Er zögerte. Entweder wieder heruntersteigen oder die zwei Manneslängen aufwärts klettern. Dann hätte er diesen Gipfel erreicht. Er spuckte in seine Hände und zog sich die letzten Meter nach oben. Befreit seufzend richtete er sich auf. Überrascht stieß er einen Schrei aus. „Ist das ein Rundblick!“ Weit schweiften seine Blicke über das grüne Land. Jetzt sah er die gesamte Burg Schlangenfels auf dem Kegel des Berges. Er kniff seine Augen zusammen, keine Täuschung, oben auf dem Turm bewegte es sich wie ein dunkler Strich. Man konnte also den Türmer von hier aus sehen. Er drehte sich nach der anderen Richtung um. Wulf rieb begeistert über seine Augen: „Das hat sich aber gelohnt. Eierschwämmchen hin oder her ...“

Tief unter ihm blitzte der Fluß aus der Felsenschlucht, die sich bis an die Gemarkung des Fürsten Dietrich von Wolfseck hinzog.

Wulf legte schützend seine rechte Hand über die Augen. Was blinkte denn da zwischen dem Grün der Bäume? Ein Kaufmannszug! Er sah einige Planwagen, die langsam durch den steinigen Grund des breiten Weges mahlten. Daneben einige Begleiter in silbernen Rüstungen. Begleitende Ritter, die für gutes Geld die Kaufherren beschützten. Wulf ging in die Hocke und schaute zur Bärensenke hinüber.

Es war ein beträchtlich langer Zug. Fünf Wagen hatte er schon gezählt. Wulf schnellte aus seiner Hocke auf und schickte sich an, den Aussichtspunkt wieder zu verlassen. Plötzlich zerriß ein lauter Schrei die Stille. Wulf sah, wie einer der Männer auf dem letzten Wagen taumelte. Wie seine beiden Hände nach der Brust griffen. „Ihr Heiligen, was hat der nur“, rief Wulf voller Entsetzen. Wie schwarze Kobolde kamen Männer aus dem Wald gestürzt und klammerten sich an die Planwagen. Wulf sah, wie die begleitenden Ritter ihre Schwerter zogen und sie kreisen ließen. Doch die Räuber kamen wie Ratten aus den Löchern. Eine scharfe Stimme gab Befehle. Zwei Ritter kämpften, daß ihre Schwerter Funken stoben. Einer von ihnen, gewaltige Streiche austeilend, drängte den andern an den Rand des Flußes. Ein kräftiger Schlag des Starken, und der Ritter kippte laut schreiend in die tosende Flut des Flusses. Wulf zitterte wie Gras, über das der Wind weht. Voller Angst rief er alle Heiligen an, die ihm gerade in den Sinn kamen. „Wie ist das nur möglich, wo doch Graf Leopold geschworen hat ...“ Wulf wagte kaum noch, hinüber zu schauen. Grauenhaft, was sich da vor seinen Blicken abspielte. Unter schallendem Gelächter drückten die Räuber einen Wagen an den Rand. Eine Steinlawine hinter sich herziehend, polterte der Wagen in die Tiefe. Wulf schlug seine Hände vors Gesicht. Die Schreie der kämpfenden Menschen ließen nach. Einige der schwarzen Gestalten spannten die Pferde aus und führten sie in den Wald. Auf einmal standen sie vor ihm, hell, wie an den Horizont gemalt, die Namen seiner Freunde.

Diese Kurve an der Bärensenke lag nur ein paar

Steinwürfe von ihrem Geheimversteck in der Eiche entfernt. Wenn die Freunde von den Räubern entdeckt würden – nicht auszudenken. Konrad, der ängstliche Konrad würde vor Angst, nun, was die Hühner alle paar Schritte tun.

## 6. Spuk oder Wirklichkeit?



Wie Wulf von seinem Felsen wieder heruntergekommen war, wußte er nicht. Er spürte nur, daß er wieder festen Boden unter den Füßen hatte und fühlte, daß seine aufgeschabten Knie wie Feuer brannten. Ganz gleich. Den Schmerz verbeißend stolperte er durch das Gestrüpp. Die reißenden Brombeerranken schienen ihn nur zu streicheln. Er stellte sich grauenhafte Bilder vor. Schlimmer noch, als die die er von dem Felsbrocken in Wirklichkeit gesehen hatte. Fast hätte er darauf geschworen, daß seine Freunde in die Hände dieser Räuber gefallen waren. Von Angst überwältigt, sank er auf seine Knie und rief die Heiligen an. „Ich verspreche euch alles, ich verspreche euch alles“, stieß er unter Tränen hervor. Dann sprang er auf und hastete weiter.

Im Wald war es so still, als hätte er alles nur geträumt. Im Schutze hohen Farnkrautes kroch er auf allen vieren an die Gruppe der dicken Eichen heran.

Sollten die vier Freunde vor Schreck erstarrt sein und die Räuber hatten sie übersehen? Wulf richtete sich langsam auf und schaute zu dem Baum hinüber.

Keine Räuber und keine Jungen. Oder waren sie sogar nach Moosgrund gelaufen, ohne den Überfall mitzubekommen? Hatten die Heiligen schon ge-

handelt, bevor er sie angefleht hatte? Wulf stand ratlos da.

Ohne lange zu überlegen, ließ er sich in den hohen Farn kippen. So schnell, als hätte ihn sein Schutzengel umgeworfen. Wirklich, es ging um einen Augenblick. Lachend tauchten zwischen den Bäumen zwei zerlumpfte Gestalten auf. Sie blieben stehen, dann neigten sie sich einem kreisrunden Wassertümpel zu. Wulf richtete sich auf und schob den zackigen Farn ein wenig zur Seite. Er sah, wie die Männer ihre Hände in das Wasser tauchten. Einer von ihnen riß ein Tuch von seinem Kopf, und brandrote Haare fielen in seine Stirn.

Er legte beide Hände wie eine Schale zusammen und wusch sich sein schwarzes Gesicht. Von einer irrsinnigen Angst erfaßt, drückte Wulf seinen Kopf in den modrig riechenden Boden hinein. „Graf Leopold“, flüsterte er in den schwarzen Grund und spürte, wie sein Mund sich mit fauliger Erde füllte.

Er wischte mit dem Handrücken den Dreck aus seinem Mund und richtete seinen Kopf vorsichtig auf.

Er war den beiden Männern so nahe, daß es nichts zu zweifeln gab. Der Mann dort am Wasserloch war der Rote Graf. „Ihr Heiligen, das kann nicht möglich sein“, hauchte Wulf. Inzwischen hatte auch der Begleiter des Roten Grafen sein Gesicht abgewaschen. „Der Starke Eber!“ Wer sollte es auch anders sein. Beide entledigten sich ihrer groben Umhänge, und als hätten sie die Haut gewechselt, sah Wulf die Brustharnische der beiden. Unübersehbar das Wap-

pen von Schlangenfels auf dem Harnisch des Roten Grafen. Erneut preßte Wulf seinen Kopf tief in den feuchten Boden. „Du lebst nur noch einige Sekunden, wenn die dich da drüben sehen“, schoß es durch Wulfs Gedanken. Da hörte er die helle Stimme des Burgherrn: „Das hat gut geklappt. Nun müssen wir uns etwas einfallen lassen, um den Tagelöhnern von Moosgrund eine glaubhafte Geschichte aufzutischen.“ „Allerdings!“ brummte die Stimme des Starken Eber. „Immerhin haben sie sich in den letzten Wochen wie in Abrahams Schoß gefühlt!“ Beide nahmen den Packen Lumpen und zogen lachend ab. Wulf blieb im Schatten des hohen Farns noch eine lange Zeit liegen. In seinem Kopf rasten die Gedanken wie schwirrende Pfeile durcheinander. Diese Geschichte würde ihm keiner im Ort abnehmen. Ihr treuer Burgherr sollte ein ganz gemeiner Mörder und Räuber sein? Unmöglich! Das glaubte er ja selbst kaum, auch wenn er es mit seinen Augen gesehen und mit allen Sinnen wahrgenommen hatte. Endlich erhob er sich und torkelte wie betrunken durch den hohen Farn.

Immer wieder blieb er stehen und lehnte seinen heißen Kopf an die kühle Rinde eines Baumes. „Das glaubt mir niemand“, wiederholte er, „das glaube ich ja selbst nur, weil ich es mit eigenen Augen gesehen habe.“ Erschöpft ließ er sich an dem murmelnden Wasserrinnsal nieder, das wie eine glitzernde Schlange auf dem dunklen Grund des Waldes dahinflöß. Seine Hände zitterten wie die des alten Waldemar, wenn der Wein in einen Becher goß. Vergeblich versuchte er, das unheimliche Bild wegzuwischen. Die Gestalt des Roten Grafen. Wie der sich

niedergebückt und sein Gesicht abgewaschen hatte. Dieser schmale herrische Mund des Burgherrn. Wer aber würde ihm diese Geschichte glauben? Pater Franziskus etwa? Wulf wandte sich um, als hätte eine laute Stimme „Nein“ gesagt. Pater Franziskus hielt Graf Leopold für einen treuen Sohn der Kirche. So wie vor ihm schon alle Grafen von Schlangenfels es gewesen waren. Und der sollte ein gemeiner Räuber, Mörder und Dieb sein? Und seinen Freunden? Wulf stellte sich Bernhards überlegen spöttischen Blick vor. „Der hat statt Heidelbeeren und Pilzen Tollkirschen runtergeschlungen.“

Aber wem dann? Plötzlich kam es Wulf wie eine Erleuchtung. Es gab nur einen, der ihm diese Geschichte glauben würde. Auch wenn ihm die Leute von Moosgrund nachsagten, er passe gut zu seinen Schafen; nämlich der Hirte Rubertus. Der allein würde ihm glauben. Sonst keiner, auch seine Pflegemutter Hildegard nicht. Während Wulf über den Waldboden lief, stellte er sich nüchtern vor, wie er auf solch eine Geschichte reagieren würde. Wenn ihm sein Freund Eckart versichert hätte, der Rote Graf selbst sei der Anführer der Räuberbande.

„Du hast Fieber, mein Freund, gefährliche Einbildungen.“ Genau das würde er ihm wohl sagen.

Blieb also nur noch der Hirte Rubertus. Was aber würde sich ändern?

Zwischen den Bäumen schimmerten die Felder und Wiesen hindurch. Bald auch die getünchte Mauer der Kapelle, deren Schatten sich wie ein schützender Mantel über den ansteigenden Hang breitete.

Nach Atem ringend stand Wulf am Waldrand und schaute in den Flecken Moosgrund. Die Hitze hatte nachgelassen, und das weiße Licht der Mittagssonne war in einen milden Glanz übergegangen. Über den Wiesen schwebte ein feiner Dunstschleier. Wulf strich sein verschwitztes Haar aus der Stirn. War das alles nur ein Traum oder Hexenspuk gewesen? Dort bei der Bärensenke. Wulf schüttelte den Kopf. „Nein, es ist Wirklichkeit, bitterste Wirklichkeit.“ Er hörte die schneidende Stimme des Burgherrn: „Nun müssen wir uns etwas einfallen lassen, um den Tagelöhnern von Moosgrund eine glaubhafte Geschichte aufzutischen.“ „Aber wer glaubt mir meine?“ Wie ein Blitz die Nacht erleuchtet, war der Gedanke plötzlich da und ließ Wulfs Herz bis zum Halse schlagen. Er war zum Wissenden geworden. Er wußte, was alle andern nicht wußten. Während die Leute aus ihren Hütten schauten, um die Schlange zu sehen, kroch sie mitten zwischen ihnen. So standen doch die Dinge. Der sie beschützen sollte, war zum Henker geworden. Und wo waren die ausgeraubten Kaufleute? Alle erschlagen oder irgendwo gefangen? Wulf wollte die andrängenden Gedanken mit Willen unterdrücken, jedoch kamen sie wie Stare, die in einen reifen Weinberg einfallen. „Ja, die Kaufleute. Wäre der Rote Graf auch fähig, für die Gefangenen Lösegeld zu erpressen?“ Wulf blickte zu der nun verhaßten Burg hinüber. Was für ein furchtbares Geheimnis barg sie doch in ihren Mauern. Jetzt schienen sie ihm wie Bollwerke des Bösen. Wer konnte dem etwas entgegensetzen? Noch stärkere Mauern? Und mit einem Mal stand der Name vor Wulf: „Fürst Dietrich von Wolfseck.“ Der allein konnte helfen.

## 7. Und die Heiligen schweigen



Über würde ihm Fürst Dietrich von Wolfseck diese Geschichte glauben? Lohnte es sich, den weiten Weg durch die Wälder unter die Füße zu nehmen und als Dank im Kerker zu landen? Wulf schüttelte seine dichte Haarmähne. „Nein und abermals nein.“ Der würde ihm ebensowenig glauben, wie alle andern. Außer Rubertus. Wulf blickte fragend in den hellen Sommerhimmel hinauf. Er wagte nicht, die Heiligen zu reizen. Aber immerhin, leise fragen durfte er wohl.

„Warum greifen die nicht ein? Warum bleiben die stumm?“ fragte er mit flüsternder Stimme, ohne daß er sie persönlich anredete.

Seine verantwortliche Lage überdenkend, schien es nur die eine Möglichkeit zu geben, dem benachbarten Fürsten, Dietrich von Wolfseck, sein schreckliches Erleben zu schildern. Auch auf die Gefahr hin, ausgepeitscht und in den Kerker geworfen zu werden.

Allerdings würde er sich auf dem weiten Weg durch die Wälder von seinem Bogen begleiten lassen. Und dem Köcher voller Pfeile. Was aber würde seine Mutter sagen? Vielleicht half sie dem alten Waldemar in der Schänke aus und war überhaupt nicht in der Hütte. Auch aus dem Flecken brauchte ihn niemand zu sehen.

Gebückt huschte er vom Waldrand weg und blieb am Rande eines reifenden Kornfeldes stehen. Dazwischen der schmale Wiesenstreifen, dann die hohen Schlehenbüsche, die sich bis an die Hütte seiner Mutter hinzogen. Ein Leichtes für Wulf, ohne von irgendeinem Menschen gesehen zu werden, die Hütte zu erreichen. Ein Stück verwilderter Garten trennte ihn von der niedrigen strohbedeckten Kate, die er mit seiner Pflegemutter teilte. Einige Minuten verharrte er hinter dem dunkelgrünen Busch verblühter Rosen. Alles blieb still. Günstiger konnte er es für sein Vorhaben nicht mehr antreffen!

Schnell streifte er durch den Garten und kletterte auf das niedrige Dach. Hier ließ er sich durch das sogenannte „Eulenloch“ in das Innere der Hütte gleiten. Er landete mitten in der erkalteten, grauen Holzjasche, die kreisrund mitten im Raum, sich von dem übrigen festgestampften Lehm Boden abhob.

Er lauschte nach draußen, Richtung Waldemars Schänke. Auf einem Seitenbrett sah er einen Kanten Brot und ein Stück Käse liegen. „Danke, Mutter.“ Er nahm den Kanten und biß hinein. Vor lauter Aufregung hatte er seinen Magen vergessen. Sollte er auf seine Mutter warten? Es war wohl besser, nicht. Sie würde fragen, betteln und schließlich weinen. „Nein, das ist Männersache.“ Noch einen kräftigen Biß in den Brotkanten, ein Stück Käse nachgeschoben, dann angelte er seinen Bogen von einem Haken. Ein starker Bogen, den ihm der Bogenschnitzer Felix am vergangenen Weihnachten geschenkt hatte. Die Pfeile im Köcher hatte er sich selbst geschnitzt. Wo sonst der Rauch ins Freie stieg, zog Wulf sich

durch das „Eulenloch“ wieder auf das Dach der Hütte. Die dünnen Sparren knisterten verdächtig unter seinen Füßen. Rubertus mit seinem Hirschgewicht wäre wahrscheinlich durch das Dach gebrochen. Einige Augenblicke verharrte Wulf noch auf seinem Platz. Das Dorf Moosgrund breitete sich friedlich vor ihm aus, so als sei meilenweit das Böse verbannt. Wulf blickte zur sinkenden Sonne und hielt seine rechte Hand schützend über die Augen.

Drüben vom Waldrand nahten in gemächlichem Trab zwei Reiter. Wulf hechtete mit einem Satz von Dach und kroch hinter eine Hecke. Sofort erkannte er die beiden Gestalten. Es waren Graf Leopold und sein Jochgenosse, der Ritter Eberhard. Die wagten es noch ...? Wahrscheinlich würde es gleich auf dem Dorfplatz vor der Schänke von herbeigelaufenen Leuten wimmeln. Und die bekamen von den beiden dann etwas „aufgetischt“.

Wulf robbte aus dem Garten und kam an die hintere Wand einer altersschwachen Scheune zu liegen. Zwei herausgefautete Bretter verschafften ihm mühe-los Eingang in das Innere des halbdunklen Raumes. Ein breites Lichtband schnitt sich in das Dunkel und Millionen von Staubteilchen tanzten um die Wette. Die Scheune gehörte zur Schänke. Manchmal schob der alte Waldemar Kisten oder zerbrochene Stühle hinein. Heute war sie leer. Auf die Straßenseite zu gab es noch einen morschen Oberboden, der durch eine fünfsprossige Leiter zu erreichen war.

Schon oft hatten die fünf Freunde an heißen oder verregneten Tagen in ihrem „Winkel“ gehockt, wie

sie ihn gemeinsam nannten und sich phantastische Geschichten erzählt. Walther war darin ungeschlagen. Seine Geschichten brachten es fertig, daß seine zuhörenden Freunde an heißesten Tagen eine Gänsehaut bekamen. Wulf erinnerte sich, daß man zwischen den Brettern hindurch, mitten auf den Dorfplatz sehen konnte. Gab es noch einen besseren Lauscherposten? Seine Vermutung, der Rote Graf werde die Leute auf dem Dorfplatz versammeln, erwies sich genau als richtig. Wie ein Schatten huschte er durch den Raum und kletterte die fünf Sprossen empor. Aus den engen Hütten drängten die ersten Gestalten. Von harter Arbeit gekrümmt, Männer, Frauen und dazwischen viele Kinder. Sie alle bildeten einen Ring um die beiden Männer, ließen aber noch einen respektvollen Abstand zwischen sich und ihrem Burgherrn. Auch der alte Waldemar humpelte aus seiner Schänke, gefolgt von einigen Gästen. Wulf drückte sich eng an die Bretterwand und blinzelte durch die schmalen Ritzen. Er sah die beiden Ritter, zum Greifen nah, auf ihren Pferden sitzen.

Nicht stolz, sondern ausgepumpt und kraftlos, wie nach einer schweren Schlacht. Wulf stocherte mit einer scharfen Pfeilspitze den Ritz zwischen zwei Brettern ein wenig größer und breiter.

Nun konnte er alles scharf sehen. Über die rechte Gesichtshälfte des Ritters Eberhard zog sich eine dunkle Schramme. Wie diese beiden aussahen, erschreckte die Leute und beeindruckte sie zugleich. Und eben das wollte Graf Leopold bezwecken. Pater Franziskus kam mit wehender Kutte von sei-

nem Kirchberg herunter und bahnte sich einen Weg durch die Menge. Vor den beiden Männern blieb er stehen. Wulf sah genau in das Gesicht des Roten Grafen. In dessen Augen schimmerte es feucht, und unübersehbar für jeden, wischte er sich eine Träne aus den Augenwinkeln. „Dieser gemeine Heuchler“, zischte Wulf in ohnmächtiger Wut. Jetzt hob er seine rechte Hand und die Leute rückten noch ein Stück näher an die beiden heran: „Ich habe euch keine gute Nachricht zu bringen, liebe Leute.“ Er ließ diesen Satz einige Augenblicke wirken, dann kreiste wieder seine rechte Hand. „Ihr wißt es alle, daß seit einigen Wochen ein paar Wächter drüben am Talausgang stehen. Dort, wo der brausende Fluß von hohen Felsen in seinem Übermut eingeschalt wird.“ Die Leute nickten. „Bei der Bärensenke“, rief der alte Waldemar dazwischen. „Bei der Bärensenke“, wiederholte der Rote Graf. „Als in den letzten Wochen nichts mehr passierte, haben wir die Wachen nur bei Nacht auf ihre Posten geschickt. Und das, ich gebe es zu, war mein Fehler.“ Nach diesem Bekenntnis folgte längeres Schweigen. Die Umstehenden spürten, wie schwer es dem Burgheerrn fiel, die nächsten Sätze anzuschließen: „Und nun hört genau hin. Dort bei der Bärensenke, wo man über den Fluß hinweg den sogenannten Felsen Zahn über die Wipfel der Bäume ragen sieht, an eben dieser Stelle haben Räuber einen Kaufmannszug überfallen und ausgeraubt.“ Mitten in das offenkundige Entsetzen der Versammelten sprach Graf Leopold weiter. „Und wir – wir kamen zu spät. Ritter Eberhard wurde von einem heranzischenden Pfeil verwundet.“ Der Genannte rieb, so daß es jeder sehen konnte, über die geronnene Blutkruste

in seinem Gesicht. „Wir trieben“, fuhr der Graf mit steigendem Eifer fort, „unsere Pferde durch das Dickicht des Waldes. Besonders Ritter Eberhard brannte darauf, den hinterhältigen Bogenschützen vor sein Schwert zu bekommen. Aber seltsam, als habe sie der Leibhaftige unsichtbar gemacht, waren sie plötzlich alle spurlos verschwunden.“ Einige der älteren Frauen bekreuzigten sich. Pater Franziskus räusperte sich, und Graf Leopold nickte ihm gnädig zu: „Habt Ihr eine besondere Frage, Pater Franziskus?“ „Eigentlich ja, Graf Leopold. Wie habt Ihr auf Burg Schlangenfeld überhaupt von dem Überfall erfahren?“ Mit solch einer überraschenden Frage hatten die beiden Männer nicht gerechnet. Wulf sah von seinem Guckloch aus, wie über beider Gesichter ein Erschrecken huschte. Doch nur kurz, dann hatten sie sich wieder in der Gewalt. Sie schauten einander an, als hätten sie noch etwas verschwiegen. Graf Leopold ließ es dann heraus. Er wandte sich bewußt an den, der ihn gefragt hatte: „Eigentlich, Pater Franziskus, sollte es unter uns ein Geheimnis bleiben, aber da Ihr die Frage gestellt habt, sollt Ihr und die Leute von Moosgrund es erfahren. Wir haben unter den Männern von Moosgrund einen treuen Gewährsmann. Seine Person möchte ich verständlicherweise nicht nennen. Ihm habe ich aufgetragen, wo immer sich eine Gefahr zeigte, durch ein Rauchzeichen, den Türmer auf Burg Schlangenfels zu alarmieren.“ Graf Leopold und seinem Gefährten entging es nicht, wie sich die Männer auf einmal gegenseitig musterten. Ihre Blicke forschten, wer wohl dieser Gewährsmann sein könnte. Die beiden Männer schauten auf die Mensentraube. „Ihr werdet verstehen, daß ich

diesen Mann nicht nennen möchte. Aber ihm gilt in dieser Stunde unser Dank.“

„Lügner! Lügner!“ Wulf in seinem Versteck hätte es am liebsten laut herausgeschrien, wer hinter dem gemeinen Raubüberfall stand. Aber wer würde ihm glauben? Ohne Zweifel hätte ihn der Rote Graf sofort zum Schweigen gebracht. Auf welche Weise, schauerlich genug, sich das vorzustellen. Indessen schilderte der Graf mit bewegter Stimme, wie eben jener Mann auf seinem Rundgang das Schreien bei der Bärensenke gehört hätte. „Sofort hat er von einem erhöhten Punkt aus den Türmer durch ein Rauchzeichen verständigt. Wie die wilde Jagd sprengten wir aus dem Burghof, um den bedrängten Kaufleuten beizustehen.“ „Dabei haben wir einen Abkürzung gewählt und Moosgrund links liegengelassen“, ergänzte der Starke Eberhard. „Wie rücksichtsvoll, ihr abgefeymten Schurken“, brummte Wulf in seinem Versteck. Graf Leopold reckte sich auf seinem Pferd, so daß er von keinem übersehen werden konnte. Seine rechte Hand beschrieb einen ausladenden Bogen über den lauschenden Menschen.

„Heute aber verspreche ich feierlich, daß dergleichen nicht mehr geschehen wird. Wenigstens nicht in unserer Gemarkung. Der Schutzgürtel um Moosgrund gezogen, soll jeden meiner Bürger ruhig schlafen lassen. So wahr uns Gott helfe!“ Dieser letzte Satz war mit Pathos gefüllt, daß einige der Frauen nach ihren Schürzenzipfeln griffen.

Wulf dagegen erwartete einen gezackten Feuerpeer vom Himmel, aber nichts geschah. „Warum

lassen sich die Heiligen das gefallen? Warum greifen sie nicht ein? Sie mußten doch alles gehört haben? Wollten sie nicht helfen, oder ...“, Wulf wagte nicht mehr, den Gedankenfaden weiterzuspinnen.

Auch Pater Franziskus war über den treuen Sohn der Kirche gerührt. Immer wieder wischte er über seine Augen. Nun sah er seine Stunde als gekommen an. Er reckte sich und sein Arm ging nach oben.

Mit lauter Stimme wandte er sich an die Versammelten: „Während unsere tapferen Männer die Wälder nach den Räubern durchkämmen, halten wir droben in der Kapelle einen Bittgottesdienst. Ich hoffe, daß sich keiner ausschließt. Ich werde die Glocke läuten.“ Die Leute nickten. Beinahe ein wenig beleidigt, als würden sie sich solch einem Gottesdienst entziehen! Der Pater wandte sich dem Roten Grafen zu, der ihm mit einer demütigen Geste dankte. Dann setzte sich sein Pferd in Bewegung. Das umherstehende Volk bildete eine Gasse. Mit aufkommender Zuversicht in den Blicken schauten sie den beiden Reitern nach.

Wulf wartete in seinem Versteck noch eine geraume Zeit. Sein Plan, das Geschehen dem Fürsten von Wolfseck wahrheitsgetreu zu schildern, erschien ihm angesichts der letzten halben Stunde unmöglich. Wie war es den beiden Räubern gelungen, als Unschuldengel einen ganzen Ort zu täuschen, einschließlich des treuen Dieners seiner Kirche, Pater Franziskus? Und alle andern Kaufmannszüge, die

heraufziehen würden? Konnte ein Mensch das überhaupt verantworten? Einer, der Wissender geworden war und keine Entschuldigung mehr hatte? „Ich muß es tun. Ich muß es wagen!“ Er umklammerte seinen Bogen. Als er durch den verwilderten Garten schlich und bald im Schutz des Kornfeldes jedem Blick entzogen war, legte sich die Dämmerung über das Land. Hinter dem Kegel der Burg Schlangenfels standen einige dicke, schwarze Gewitterwolken. Gespenstisches Zwielficht zog über das Tal. Wulfs Schritte wurden langsamer und nicht darum, daß er etwa müde war. Würde man ihn überhaupt vorlassen? Die Wächter von Wolfseck wollten bestimmt den Grund wissen. Woher nimmt ein „Findelkind“ die Frechheit, ein Gespräch mit dem hohen Herrn zu fordern oder es zu erbitten? Wulf stand abwartend vor der Mauer des Waldes. Aus dem verborgenen Dickicht keckerte ein Eichelhäher.

Es hörte sich an, als lache er den lauschenden Jungen aus. Lachte er nicht aus gutem Grund? Wulf ließ sich in das weiche Gras sinken: „Wäre ich nur bei den Freunden geblieben!“ Aber immerhin, er wußte jetzt, auf welchen Felsen er geklettert war. Der sogenannte Felsenzahn, wie der Rote Graf diese Steinpyramide genannt hatte. Wulf legte sich auf den Rücken. Den Bogen und Köcher mit den Pfeilen neben sich. So ausgerichtet, fühlte er sich einigermaßen sicher. Selbst der gute Bogenschütze Felix hatte kürzlich neidlos zugegeben, daß ihn Wulf längst eingeholt, ja überflügelt hatte. Er richtete sich auf. Über Burg Schlangenfels hing drohend eine schwarze Wolke.

Ähnlich drohend, oder besser noch, bedrohend schrie die Stimme in seinem Gewissen. Fürst Dietrich von Wolfseck muß es erfahren. Die Heiligen werden einen Weg finden, daß dich der Fürst anhört und dir sogar glaubt.

Wulf sprang auf, schnappte den Bogen, hing den Köcher mit den Pfeilen um und stolperte zwischen den Bäumen in Richtung Bärensenke. Wie ein heranfliegender Speer traf ihn der Gedanke: „Und wenn du auf die Räuber stößt?“ Er lachte. „Unsinn, außer dem Gesindel auf der Burg und ihrem Anführer, würde ihm in diesem Wald keiner etwas tun.“ Noch entfernt von ihm, grollten die ersten Donner eines herannahenden Gewitters. Wulf dachte an seine Mutter. Die würde vor Sorgen kein Auge schließen. Aber ebenso sicher war es, daß sie ihn nicht hätte ziehen lassen.

## 8. Hilda in großer Sorge



Die Schänke war voller Menschen. Sie alle hatten nur ein Thema: den Überfall bei der Bärensenke. Zwischen den Erwachsenen saßen die vier Freunde.

Alle waren hellwach, und die Jungen erzählten fast beiläufig, wie sie kurz vor dem Auftauchen der Räuber, sich noch nahe der Stelle bei der Bärensenke aufgehalten hatten. Zu den damaligen Zeiten hatten Kinder zu schweigen, wenn sich Erwachsene unterhielten, aber in dieser Stunde hörten alle Erwachsenen mit Spannung zu. Es wäre nicht auszudenken, wenn man die Jungen entdeckt hätte. Die drei Freunde nickten Walther zu, er solle den Nachmittag schildern.

Sie hatten nichts dagegen, daß er mit den ersten Sätzen ihr gemeinsames Geheimnis preisgab, nämlich das Versteck auf der alten Eiche. Plötzlich platzte Wulfs Pflegemutter Hilda in den Raum. Sie wischte sich die Hände an ihrer groben Schürze ab, und ihre Blicke suchten die vier Freunde. Es gab in der Schänke viel zu tun. Darum war sie noch nicht in ihrer Hütte gewesen. Für ihren Jungen hatte sie einen Kanten Brot und ein Stück Käse auf das Holzregal gelegt. Warum war denn Wulf nicht unter ihnen?

„Wo ist denn Wulf?“ füllte ihre angstvolle Stimme den Raum der Schänke. Die vier Gefragten sahen

sich an. Die Frau stemmte beide Hände in die Hüften und baute sich vor ihnen auf: „Ihr verschweigt mir doch etwas. War er nicht bei euch?“ „Ganz gewiß, Muhme Hilda, aber, aber ...“ Walther sah die andern hilfeschend an. „Er kennt eine gute Stelle mit Eierschwämmchen“, sagte Bernhard. „Und nach denen wollte er gucken.“ Die Frau riß ihre Augen weit auf. „Und so ist er allein in den Wald gelaufen!“

Mehr brauchte sie wohl jetzt nicht erfragen. Gegen Tränen ankämpfend sagte sie: „Dann muß ich ihn suchen!“ Einige Männer sprangen von den Bänken auf.

„Wir sind dabei und helfen mit, Hilda.“ Ohne auf ihr Angebot zu antworten, rannte sie aus der Schänke.

Draußen umtobten sie Regen und Sturmböen.

„Mein Wulf, mein guter Wulf“, jammerte sie und ihre Phantasien malten ihr böse Bilder vor Augen.

Blenden wir ein paar Stunden zurück. Schon beinahe vom Dunkel verschluckt, stand Wulf vor dem gemeinsamen Geheimversteck der Eiche und schaute nach oben. Immerhin schienen die Freunde noch vorzeitig ins Dorf zurückgelaufen zu sein? Was heißt schienen? Wulf erinnerte sich, Eckarts Wuschelkopf unter den vielen Leuten gesehen zu haben. Und Bernhard auch. Wulf wich erschreckt zur Seite, als plötzlich ein Blitz aufzuckte, dem im Bruchteil von Sekunden ein Schlag folgte, als werde das Ende der Welt eingeleitet. Nicht das Ende der

Welt, aber es begann wie aus Eimern zu schütten. Trotz des schützenden Daches der Bäume war Wulf nach kurzer Zeit naß bis auf die Haut. Ziellos irrte er zwischen den Bäumen dahin. Fast wäre er dagegengerannt. Vor ihm türmte sich ein gewaltiger Felsblock auf. Und wie von Menschenhand herausgehauen, eine weite, runde Öffnung. Wulf schwang sich auf den Rand des Steines und kroch in die Höhle hinein. Geschützt von Regen und Sturm lauschte er nach draußen. Hier konnte er den Wolkenbruch abwarten. Wenn es so heftig angefangen hatte, so hoffte Wulf, werde das Unwetter bald vorüber sein. Doch nichts war. Da kam ihm jemand zu Hilfe, durch den er die aufregenden Stunden dieses Tages eine Zeitlang vergessen konnte. Ihm fielen seine Augen zu und verwirrende Träume überfielen ihn. Kein Wunder, bei dem, was er erlebt hatte. Als er zu unbekannter Stunde erwachte, gähnte ihm die Finsternis wie ein schwarzer Sack entgegen. Zunächst besann er sich einige Sekunden, wo er sich überhaupt befand. Er rieb seine Augen. Noch immer rauschte draußen der Regen hernieder. Jetzt aber heulte der Sturm nicht mehr. Sofort standen ihm die Bilder der Bärensenke vor Augen. Er kroch aus seiner Höhle heraus: „Hört doch nicht auf zu regnen.“ Langsam tastete er sich durch den Wald. Wenn nur dieses schlangengleiche Unterholz nicht wäre.

Gleichmäßig rauschte der Regen herunter. Endlich breitete sich zwischen den Bäumen ein grauer Fleck aus. Die Lichtung. Wulf jubelte. „Das wäre geschafft!“ Was geschafft? Er wollte doch zu Fürst Dietrich nach Wolfseck. „Warum aber heute, in dieser Nacht?“ fragte er sich. Seine Mutter würde vor

Angst vergehen, wenn er einige Tage spurlos verschwunden war. Der gesunde Menschenverstand riet ihm, zuerst seine Mutter von ihrer Angst zu befreien. Und daß sie vor Angst verging, darauf hätte Wulf schwören können. Außerdem würden sich der Rote Graf und seine Männer in den nächsten Wochen auch nicht aus reißenden Wölfen in Lämmer verwandeln. „Und vielleicht“, spann Wulf seine Gedanken weiter, „würde mir doch jemand meine Geschichte glauben. Pater Franziskus, Rubertus oder meine Mutter.“ Während der Junge auf die Lichtung zustolperte, schwieg plötzlich auch sein Gewissen. Er wollte, daß Fürst Dietrich die Wahrheit erfuhr. Und aufgeschoben war ja nicht aufgehoben. Zuerst also zur Mutter.

Er malte sich, während er auf dem kürzesten Weg dem Flecken Moosgrund entgegenrannte, das Wiedersehen mit seiner Mutter aus.

Indessen lief auch sie händeringend durch den Regen. Sie versprach den Heiligen alles, was sie nur versprechen konnte. Wenn sie nur ihren Jungen gesund in die Arme schließen könnte. Oben auf dem Hügel stand die Kirche. Seitlich davon, wie ein Schwalbennest angeklebt, die Klausen von Pater Franziskus. Sie spürte, wie der kalte Nachtwind durch ihre nassen Kleider fuhr. Hörbar schlugen ihre Zähne aufeinander: „Erbarmt euch, ihr guten Heiligen. Ich scheue keine Opfer, eure Güte zurückzuzahlen.“ Sie lauschte in die Nacht. Grelles Wetterleuchten ließ für Sekunden alles hell werden. Und da sahen sie sich. Wulf und seine Mutter. Sie liefen aufeinander zu: „Mein Junge, mein Junge!“

Sie hielten sich eng umschlungen, und beide weinten vor Freude. Wulf sprudelte alles heraus, was sein übervolles Herz gespeichert hatte. Allerdings, wie von einer fremden Hand verschlossen, kam kein Wort von dem Roten Grafen über seine Lippen.

## 9. Bitteres Leid



Endlich, nach einer trüben Regenwoche, stieg die Sonne hinter dem flimmernden Horizont auf. Der ganze Boden war wie ein Schwamm durchtränkt. Es würde einige Tage dauern, bis man das Korn ernten konnte. Schwer vom Regen hingen die gelben Halme zur Seite. In einigen Feldern hatte der Sturm an manchen Stellen die Halme platt auf die Erde gedrückt. Die Jungen saßen nahe des rauschenden Flusses auf trockenen, angewärmten Steinen und blickten zur Burg hinüber. Bernhard hatte Wulf wegen seiner lieblosen Sätze um Vergebung gebeten.

Nun war alles in Ordnung; denn eine ungute Stimmung zwischen Bernhard und Wulf, bestimmte das ganze „Klima“ zwischen ihnen allen. Jetzt war Walther wieder dran. Er berichtete, wie sie rechtzeitig ihr Versteck verlassen hatten und gemeinsam ins Dorf gelaufen seien: „Kannst dir denken, wie die Nachricht des Grafen Leopold uns nachträglich noch zittern ließ?“ Wulf hörte nur halb hin. Es zuckte ihm bis in die Fingerspitzen, sein Erleben wie schärfsten Pfeffer, unter sie zu streuen. Dieser Überraschung hätte keiner etwas entgegenzusetzen. Zuletzt aber siegte die Vernunft, oder wie immer man es nennen wollte. Hinzu kam eine Bemerkung des Köhlersohnes Bernhard: „Und denk dir, Wulf, Graf Leopold hat es gewissermaßen vor dem ganzen Dorf beschworen, er wolle nicht eher ruhen, bis der letzte dieser Strolche in seinem Burgverlies

schmachtet.“ „Und die Heiligen sind auch bestens unterrichtet“, warf Konrad dazwischen. „Pater Franziskus hat nämlich sofort zu einem Bittgottesdienst aufgerufen.“ „Dann kann ja nichts mehr schief gehen“, grinste Wulf die Freunde an.

Bernhard ärgerte die Bemerkung des Freundes. „Du traust wohl dem Roten Grafen noch den Heiligen etwas zu. Zumindest, wenn es darum geht, die Räuber zu fassen.“ Wulf schaute den andern halb ratlos, halb unwillig an: „Man wird sich wohl noch einen Scherz erlauben dürfen!“ Mit einem Mal war die Freude unter den Freunden wie weggeblasen. Verdächtig schnell hatte jeder der Jungen eine Ausrede parat, warum sie heute weniger Zeit als sonst hätten.

Schließlich blieb Wulf allein im Schatten der Erlen sitzen. Die untersten Zweige tunkten in regelmäßigen Abständen in das schäumende Wasser. Wulf sah die Gestalt Eckarts kleiner und kleiner werden. „Gut, daß ich alles für mich behalten habe. Wem kann man eigentlich noch trauen? Außer“, er schämte sich seines schnellen Urteils, „außer meiner Mutter.“

Nahe des Ufers, in einem klaren Becken, sah er eine Forelle. „Die wäre gut was für die Bratpfanne.“ Diese Folgerung kam wohl aus seinem hungrigen Magen.

Wulf scheuchte sie mit seinem Schatten davon, dann strich er durch das saftige Gras, immer am Rande des Flusses entlang.

Als einziger zu wissen, wer der so hochverehrte Graf in Wirklichkeit war, drückte das Gemüt des Jungen immer heftiger. Nein, das wollte er nicht länger für sich behalten. Aber wem sollte er sich anvertrauen? Pater Franziskus, seiner Mutter oder dem leicht beschränkten Hirten? Sie alle würden ihn für einen hoffnungslosen Phantasten halten. Rubertus würde es vielleicht glauben. Allerdings hätte er sich dann einen ausgesucht, der im Dorf selbst als ein Märchenerzähler galt.

Wulf schlich gelegentlich zu Rubertus und hörte sich dessen spannende Geschichten an. Sie liefen meistens nach einem bestimmten Muster ab. Zum Beispiel von Hirten, die ihre Herde unter Einsatz ihres Lebens gegen Bären und Wölfe verteidigen. Pater Franziskus hatte Wulf kürzlich nach einer Messe beiseite genommen und ihn nahezu beschworen, sich sein gesundes Urteilsvermögen durch die Spinnereien des Hirten nicht trüben zu lassen.

Deutlicher konnte man wohl kaum gewarnt werden. Also doch die Sache für sich behalten?!

Wulf sah einigen Schmetterlingen nach, die über die Blumen gaukelten, sah die schillernden Käfer und Fliegen, wie sie als leuchtende Perlen im Sonnenlicht aufglänzten. Und weit drüben über dem Bergfried zogen zwei Steinadler ihre Kreise. Schatten der Burgmauer fielen den Hang hinunter, dehnten sich in dem Maße, wie die Sonne sich dem Westen zuneigte.

Das rechte Bein angewinkelt, stellte Wulf sich an einen Baum und schaute zur Burg hinüber. „Warum

nur“, überlegte er, „hatten die Heiligen den Frevler nicht von seinem Pferd gefegt?“

Wulf grübelte, aber seine Gedanken blieben dunkel. Auch über das weite Tal legte sich die Dämmerung. Nur ein Steinwurf vom Dorfplatz entfernt, auf einem Hügel erbaut, stand die kleine Kapelle. Sie war die eigentliche Beschützerin des Ortes, wie seine Mutter immer sagte. Seine Mutter. Obwohl er nur ein „Findelkind“ war, von seiner wirklichen Mutter ausgesetzt und verlassen, hatte er doch in seiner Pflegemutter Hilda einen Menschen gefunden, der treu für ihn sorgte, wie es die leibliche Mutter nicht besser tun könnte.

Die Schatten auf dem Burgberg wurden länger und länger. Aufkommender Wind huschte über die Gräser und ließ sie erzittern. Wulf stieß sich von dem Baum ab und rannte der ärmlichen Hütte entgegen.

Verwundert bemerkte er, daß aus dem „Eulenloch“ eine dünne bläuliche Rauchsäule stieg. Seit wann verbrannte seine Mutter an einem hellen Sommertag das aufgespeicherte Holz? Er sollte nicht ohne Antwort bleiben.

Als habe ihm jemand empfohlen, nicht wie ein Sturmwind und begleitendem Geheul in die Hütte zu stürzen, drückte er die Tür behutsam auf. Im Kamin glühten einige Holzstücke. Wulfs Blicke wanderten zu der Holzbank hinüber, das geläufige Bild erwartend. Doch dieses Mal saß seine Mutter nicht dort. Statt dessen drang von ihrer Schlafstelle ein heiseres Stöhnen herüber. Wulf spürte, wie die

Angst in ihm emporstieg. Ähnlich wie die auf dem Felsen, als er den Überfall des Roten Grafen und seiner Bande mit ansehen mußte. Er huschte durch den dämmerigen Raum und sank vor dem Strohlager auf seine Knie. Wie dunkle Kohlen brannten ihm die Augen seiner Mutter entgegen.

„Mutter!“ Mehr kam nicht über seine Lippen. Trotz des Dämmerlichts, sah er ihr verändertes Gesicht. Die Lippen waren wie Eierschalen gesprungen. Zart strich er über ihr Gesicht und zuckte zurück. Ihr Gesicht war heiß wie ein Backofen. Sie stöhnte und zeigte auf den bauchigen Wasserkrug. Er füllte einen Holzbecher und hielt ihn an ihre trockenen Lippen: „Trink, Mutter.“ „Danke, mein Junge, Danke.“ Ihre fiebergläänzenden Blicke hefteten sich an seinen Augen fest. Mit ihren Fingern umkrallte sie sein Handgelenk. Wulf spürte, wie kraftlos dieser Griff war. „Ich glaube“, flüsterte sie mit heiserer Stimme, „meine Zeit ist abgelaufen.“ Er hob abwehrend beide Hände. „Das darfst du nicht sagen, Mutter.“ Sie lächelte ihn an: „Plötzlich war es da. Fieber, Hitze und Kälte zugleich. All unsere Stunden sind gezählt, mein Junge.“ Dann seufzte sie in aufkommender Angst: „Der Sensenmann übersieht keinen.“

Sie schloß die Augen. „Mutter!“ Er warf sich vor dem Lager nieder und drückte seine Lippen auf ihre Stirn. Dabei wimmerte er mit vor Tränen erstickter Stimme: „Mutter, stirb nicht, Mutter, stirb nicht.“

## 10. Das Sprechende Buch



**P**ater Franziskus lauschte hinaus in die Nacht. Im Licht einer brennenden Öllampe, von deren Flamme ein dünner Rußfaden nach oben stieg, saß er vor dem kostbarsten Stück, das er besaß. Vor einer aufgeschlagenen Bibel, die ihm vor vielen Jahren der Vater des Roten Grafen aus einem Kloster mitgebracht hatte. Ein schier unbezahlbares Stück für einen armen Pater.

Unbezahlbar im doppelten Sinn war ihm dieses Buch geworden, als er darin eine Stimme entdeckte.

Er hatte diese Stimme nicht gesucht, überhaupt nicht vermutet. Sie selbst hatte zu sprechen begonnen. Er erinnerte sich genau daran, als er von dieser Stimme erreicht wurde. Äußerst merkwürdig, daß er diese Stimme während des Lesens zu hören bekam. So wie der heilige Johannes im vierten Kapitel seines Evangeliums die Begegnung Jesu mit einer Samariterin schildert. Während die Frau voller Erwartung ausspricht, daß der Messias eines Tages kommen werde, antwortete Jesus: „Ich bin's, der mit dir redet.“ Auf die gleiche Weise war es bei Pater Franziskus geschehen. Geschehen, anders konnte man es nicht nennen.

Mit einem Wort des heiligen Petrus hatte alles begonnen. Er hatte die Geschichte der Apostel gelesen, wie sie der heilige Lukas aufgezeichnet hat.

Zunächst fast wie ein Mensch, der sich für eine Sache interessiert, aber sich selbst noch heraushält. Doch während des Lesens bewiesen die Worte solch eine zwingende Gewalt, daß er einfach nachdenkend und nachdenklich innehalten mußte.

Es war, als wenn ein Vogel von einem Vogelsteller gelemt und am Weiterflug gehindert wird. „Lies dieses Wort noch einmal!“ Deutlich, als hätte ihn eine Stimme dazu aufgefordert. Suchend war sein Zeigefinger über die herausgehobene Stelle des biblischen Textes gefahren. „Und ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden.“ Immer wieder las er diesen Vers. Jetzt besonders die Aussage, „ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben“. Also genügte dieser eine Name. Pater Franziskus wagte kaum, letzte und wohl auch notwendige Konsequenzen zu ziehen. Wenn das stimmte, wie es der heilige Lukas berichtete, dann hing das Heil nicht mehr im Tun der frommen Werke. Dann genügte es doch, sich im Leben und Sterben an die Gestalt Jesu zu hängen. Um von ihm allein alles zu erwarten. „Kein anderer Name“, hatte er immer wieder in die Nacht geflüstert, „dieser Name Jesus genügt.“ Darüber waren bald zwei Monate vergangen, und Pater Franziskus war dieser Botschaft immer gewisser geworden. Durch das geöffnete Fenster wehte ein kühler Hauch und ließ die brennende Flamme erzittern.

Als zöge die Zeit selbst einen Vorhang zurück, stand ihm eine besondere Stunde vor Augen. Die

Sterbestunde des Grafen Rudolf von Schlangenfels. Darüber waren über fünfundzwanzig Jahre vergangen.

Auch an jenem warmen Sommerabend war plötzlich Wind aufgekommen und die Kerzen hatten unruhig zu flackern begonnen. Eingekeilt von den Verwandten des Burgherrn, hatte er als junger Priester vor dem Sterbenden gestanden. Der Graf sah den Seelsorger mit großen, erschrockenen Augen an. Eine kurze, schwache Handbewegung zu den umstehenden Verwandten. Sie schauten sich alle betroffen an, aber verließen, einer nach dem andern, das Gemach.

Die Blicke Graf Rudolfs forderten den Pater auf, näher an sein Lager heranzutreten. Pater Franziskus sah alles vor sich, als wäre es gestern erst gewesen. Er sah die hohe weiße Stirn vor sich, abgegrenzt durch den dichten grauen Haarkranz, aber unauslöschlich hatten sich die rätselhaft angstvollen Augen des Sterbenden eingeprägt.

„Pater Franziskus“, quälte sich der Graf unter Atemnot mühsam hervor, „meine Sünden drücken die Waage unerbittlich nach unten.“ „Aber Herr, Euer Leben war reich gefüllt mit guten Werken. Ihr seid unter dem Einsatz Eures Lebens zum heiligen Grab des Erlösers gezogen, ward den Tagelöhnern und Bauern immer ein gerechter und guter Herr. Und wieviel brennende Kerzen durften die Heiligen zählen, die Ihr zur Ehre Gottes angezündet habt.“ Über das Gesicht des Grafen lief ein flüchtiges Lächeln. So als wollte er damit andeuten, so flüchtig

und nichtig waren alle meine guten Werke. „Pater Franziskus, alles zieht nach unten. Gott hat jetzt schon meinen Namen ausgelöscht.“ Pater Franziskus erinnerte sich seiner erbärmlichen Ratlosigkeit. Wenn sich der Sterbende nicht an seinen eigenen Werken aufrichtete, dann vielleicht durch den Schatz der Heiligen. Den führte er jetzt an: „Herr, dann beruft Euch auf die guten Werke der Heiligen. Ihr wißt doch von Kind an, daß Gott sie in seinem Herzen aufbewahrt.“ „Nein, nein“, hatte der Sterbende erschüttert abgewehrt, „es gibt nur einen rettenden Namen ... und der ist zu weit weg!“ Noch ein langer Atemzug, weit geöffnete Augen, eine schwache hilflose Gebärde, und Graf Rudolf war tot. Pater Franziskus war zu den wartenden Verwandten getaumelt und hatte ihnen das Ende Graf Rudolfs mitgeteilt.

Wie ganz anders vermochte er jetzt die Menschen zu trösten. Und warum? Weil ihm das sprechende Buch vermittelt hatte, was des Menschen einziger Trost im Leben und Sterben ist: allein der Name Jesus.

Allein der Name Jesus. In der Burgkapelle am vergangenen Sonntag hatte er versucht, die Botschaft von der Vergebung zu verkündigen. Unter Umständen noch etwas verschlüsselt, aber doch mit einer Absicht, Graf Leopold fröhlicher zu stimmen. Dessen Versäumnis, die Wächter vorzeitig als Schutz für Moosgrund und die reisenden Kaufleute entzogen zu haben, dieses Versäumnis trieb den Roten Grafen in eine tiefe Anfechtung. Pater Franziskus hoffte und betete, daß der Burgherr die neuen Töne

des Trostes aus seiner Predigt herausgehört hatte. Überhaupt hatte er durch die Verbindung mit Jesus entdeckt, daß er ohne weitere Vermittlung den Namen des Sohnes Gottes anrufen durfte. So schloß er seinem täglichen Bibelstudium jeden Abend seine Gebetszeit an. Auch zu dieser Stunde, ihn fröstelte. Er rückte seinen Schemel zurück und erhob sich, um das Fenster zu schließen. Kühl zog die Luft herein. Seine Gedanken gingen hinauf zu den Bewohnern der Burg, besonders aber zu dem jungen Grafen Leopold.

Pater Franziskus beugte sich zum Fenster hinaus und lauschte in die Dunkelheit. Er hörte Schritte, deutlich und zwar in unmittelbarer Nähe seiner Klausur. Wer wollte denn jetzt noch zu ihm? Da sah er eine Gestalt auf das erleuchtete Fenster zulaufen. „Pater Franziskus! Pater Franziskus!“ keuchte eine nach Luft ringende Stimme. Es war nicht die Stimme eines Alten. Der Pater öffnete die Tür. Das Haar warr in der Stirn hängend, schweißbedeckt und die Augen wie weiße Kiesel, stand Wulf vor ihm, Hildas Pflegesohn. Bevor der Pater noch fragen konnte, heulte der Junge laut heraus: „Pater Franziskus. Meine Mutter stirbt. Sie will Euch noch einmal sprechen!“ „Ist sie verunglückt, gestürzt?“

Wulf schüttelte den Kopf. „Nein, nicht gestürzt. Sie hat Fieber, ganz hohes Fieber!“ Pater Franziskus drückte das Fenster zu und verschloß seine kostbare Bibel in einer stabilen Holzkiste.

## 11. Das Leben geht weiter



**W**ährend die beiden durch die Nacht liefen, hoffte Pater Franziskus, der Junge habe in seiner Angst alles zu schwarz gemalt, und Hilda werde bald wieder auf den Beinen sein. Indessen quälte sich Wulf mit dem Gedanken, ob denn das Leben überhaupt weitergehen könne, wenn ihm seine Mutter fehlte.

Die Vorstellung, er müsse fortan allein in der Hütte leben, sich bei fremden Leuten das Brot verdienen, nie mehr ihre besorgte Stimme hören, das erschien ihm als schlimmstes aller Schicksale.

Bald erreichten die beiden den Dorfplatz. In der Hütte angekommen, zündete Wulf einen Span an, und beide traten an das Lager der Fiebernden. Unruhig gingen ihre Arme auf und ab. Der Pater verbarg sein Erschrecken. Keine Frage, daß hier noch ein unsichtbarer Gast unter ihnen weilte. Ein Gast, den niemand einlud, der sich ungerufen einstellte, wenn des Menschen letzte Stunde gekommen war. Wulf sah das ernste Gesicht des Paters. Es sprach deutlicher, als es Worte je hätten aussagen können.

Aus tiefen Höhlen schauten die Augen der Frau auf den herbeigeeilten Seelsorger: „Man kann ihn nicht sehen, Pater Franziskus. Aber er ist da, mich abzuholen.“ Wulf schob eine Kiste neben ihr Lager und zündete den Kerzenstummel an, den ihm der alte

Waldemar für eine Gefälligkeit geschenkt hatte. Gespenstisch huschte der Schein über ihr fleckiges Gesicht. „Pater Franziskus“, krächzte sie mühsam, „was wird, was wird ...“ Wulf erwartete, sie frage, was wohl aus ihm werde, doch ihre Sorge war eine andere: „Was wird aus meiner armen Seele?“ Wulf sah schräg von unten zu dem Pater auf. „Tröstet sie doch“, forderten seine hilflosen Blicke. „Wozu seid Ihr denn Seelsorger?“ Pater Franziskus ergriff die schlaffe Hand der Sterbenden: „Eure arme Seele, Hilda, die ist teuer erkauf.“

Sie bewegte verneinend ihren Kopf: „Nein, Pater Franziskus, mein Leben kann vor den Augen Gottes nichts taugen. Selbst die Fürbitten der Heiligen können das Ohr des göttlichen Richters nicht mehr erreichen.“ Den Pater erschütterte, wie gewiß die Sterbende war, vom göttlichen Richter verworfen zu werden. „Hilda, unser aller Leben taugt nichts vor den Augen Gottes. Es muß ein anderer kommen, der unsere Schuld bezahlt.“ Er beugte sich nahe zu ihr herab. „Und dieser andere ist gekommen und hat bezahlt. Auch für dich, Hilda.“ Er sah, wie ein neuer Glanz in ihre Augen trat: „Auch für mich, Pater Franziskus?“ „Ich kann es beschwören. Auch wenn ich ein Diener Gottes und sein Priester bin, so hat mir die Bibel die Augen geöffnet“, er hielt einige Sekunden inne und fuhr dann fort, „daß ich verloren bin, so ich mein Leben selbst verantworten müßte. Aber ich bin aus der tiefsten Hölle errettet, wenn ich alle Schuld zu Christus bringe.“

Sie schaute ihn zwischen Hoffnung und Zweifel erstaunt an. Anstatt weitere Worte zu machen, sagte

er halblaut ein tröstliches Bibelwort aus dem Propheten Jesaja: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen ...“ Der Pater fühlte, wie sie schwach den Druck seiner Hand erwiderte. „Und nun hör, Hilda. Das gilt dir jetzt ganz persönlich. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“

Jedes dieser Worte schien sie wie eine heilende Medizin aufzunehmen. Sie flüsterte den letzten Satz des Paters nach: „Und durch seine Wunden sind wir geheilt.“ „Faß es noch enger. Durch seine Wunden bist du, Hilda, geheilt.“ Aus ihren Augen rollten zwei dicke Tränen: „Gilt das wirklich für mich, ganz für mich?“ Als verschwände diese Wahrheit wie ein schöner Traum, richtete sie ihre Augen auf den Seelsorger. „Aber ich kann doch nichts Versäumtes nachholen, nichts ungeschehen machen?“

„Brauchst du auch nicht, Mutter!“ wollte Wulf dazwischenschreien. „Du hast doch immer für mich gesorgt. Du warst doch die beste Mutter der Welt.“ Der Pater erkannte, wie es in dem Jungen brannte. So versuchte er mit seinen folgenden Worten diesen Brand ein wenig einzudämmen. Allerdings wandte er sich nicht an Wulf, sondern an dessen Mutter: „Hilda, hinsichtlich deiner Treue und Fürsorge gegenüber dem Jungen hast du dir nichts vorzuwerfen. Jeder im Flecken weiß, wie du Wulf eine gute Mutter gewesen bist. Doch all unsere menschliche Treue kann unsere Schuld vor Gott nicht aufheben. Dazu bedarf es eines größeren Opfers. Und Gott selbst hat dieses Opfer durch seinen Sohn

gebracht. Für uns alle, ohne Ausnahme.“ Sie löste ihre Hand aus der des Paters und erfaßte die Rechte ihres Jungen. Ihr Gesicht wurde wächsern, und spitz trat die Nase hervor.

Anstatt der üblichen lateinischen Sterbegebete, sagte der Pater tröstliche Gottesworte, die er in manchen stillen Stunden auswendig gelernt hatte. Auch den Vers, durch den er selbst den Weg zu seinem Erlöser gefunden hatte: „Und ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden.“ Wulf schaute auf das Gesicht seiner Mutter. Der leichte Druck ihrer Hand ließ nach. Sie bewegte ihre Lippen und flüsterte, „darin wir sollen selig werden. Ja, selig werden.“ Dann schaute sie ihren Jungen noch einmal voll an: „Und für dich, mein lieber Junge, wird der gute Hirte sorgen.“

Über der Burg zog der erste graue Streifen des anbrechenden Tages herauf, als Hilda ihr Leben aushauchte. Wulf glaubte, das Herz müsse ihm stillstehen. Schweigend warf er sich Pater Franziskus in die Arme. Er wiederholte den letzten Satz seiner Mutter.

„Und für dich, mein lieber Junge, wird der gute Hirte sorgen.“ Zunächst aber erwies sich dieser letzte Satz seiner sterbenden Mutter, der gute Hirte werde für ihn sorgen, wie hochgeworfelte Spreu, die der Wind vertreibt. Nichts vermochte den Jungen in seinem Leid zu trösten. In den ersten Tagen nach der Beerdigung saß Wulf oft lange vor dem frisch aufgeworfenen Grabhügel. Zerfressen von Selbstvor-

würfen, daß er letztlich an ihrem schnellen Tod schuldig geworden sei. Hier gab es auch nichts zu beschönigen. Hätte ihn seine Mutter nicht in der stürmischen Regennacht gesucht, so wäre sie dem tückischen Fieber nicht zum Opfer gefallen. In den nächsten Tagen formte eine unerbittliche Gedankenspirale nur ein Wort, das wie Feuer in ihm brannte: „Schuldig, schuldig, schuldig!“

Schließlich steigerten sich seine Gewissensqualen so heftig, daß er es nicht mehr aushielt und hinauf zu Pater Franziskus lief. Hier heulte er seine ganze Not heraus. Pater Franziskus ahnte wohl, was den Jungen zu ihm herauftrieb, aber er wollte es nicht erfragen. Da brach es auch aus dem Jungen heraus:

„Wie ein Riesenberg steht die Schuld vor mir. Morgens wenn ich aufstehe und nachts, wenn ich schlafen möchte. Die leere Hütte, der leere Garten, alles ruft mir zu: ‚Du hast deine Mutter auf dem Gewissen.‘“ Ein Blick des Seelsorgers forderte ihn auf, die Schuld beim Namen zu nennen. Wulf begann stockend zu berichten. Während der Pater ihn aufmerksam beobachtete, hatte Wulf es auf seiner Zunge, die Sache mit dem Roten Grafen zu erzählen.

Vor den durchdringenden Augen des andern wurde ihm augenblicklich bewußt, „der wird dir nicht glauben“. So klagte er sich selbst an. Sein Verhalten habe die Mutter in der kalten Nacht auf die Straße und damit in den Tod getrieben. Pater Franziskus hörte mit innerer Bewegung zu: „Mein Junge, Mensch sein heißt schuldig werden. Vor Gott, vor Menschen, vor sich selbst.“

Er erinnerte sich jener Stunde, da ihm Christus die Schuld aufgedeckt hatte. So bekannte er vor dem Jungen, wie es ihm ergangen war: „Wulf, das glaube mir. Wenn die Schuld erst einmal erwacht und eine Stimme bekommt, bringt diese Stimme niemand mehr zum Schweigen.“ Wulf blickte voller Angst in die Augen des Seelsorgers. „Niemand, Pater Franziskus?“ „Doch, einer, Jesus allein, der Sohn Gottes. Er kann alle Schuld wegnehmen.“ Eindringlich bezeugte der Pater, wodurch ein Mensch von seiner Schuld ganz frei werden kann, und sich der totalen Vergebung freuen darf. „So, wie es deine Mutter noch in der letzten Stunde glauben konnte“, schloß er das Gespräch ab. Zwischen den beiden war es still. Pater Franziskus spürte, für heute ist alles gesagt, und Wulf hatte alles gehört. Daß er es glauben konnte, das lag nicht in der Menschen Hand. Sie standen in der kahlen Zelle der Paters beisammen. Plötzlich begannen die Augen des Jungen zu strahlen: „Ich habe Euch verstanden, Pater Franziskus. Wenn Mutter manchmal vom Waldrand kam, ein Bund Holz auf dem Rücken, lief ich ihr entgegen. Und ich nahm die Last auf meine Schulter. Ist es so mit der Vergebung, Pater Franziskus?“ „Ja, Wulf, so ist es mit der Vergebung. So kannst du es mit deiner Schuld machen und zu Jesus sagen: ‚Herr, du hast mir alle meine Last abgenommen.‘ Und nicht allein das. Jesus vergibt dir nicht nur alle Schuld. Er tut noch mehr. Er möchte dich durch dein ganzes Leben begleiten.“ Der Pater legte dem Jungen die Hand auf die Schulter: „Erinnere dich, was dir deine sterbende Mutter als letzten Satz zuflüsterte: ‚Auch für dich, mein lieber Junge, wird der gute Hirte sorgen.‘“ Pater Franziskus schaute

dem davonspringenden Jungen nach: „Welch eine Freude. Zwei Schäflein, die ich dem guten Hirten zugeführt habe. Gebe der Herr, daß noch manche folgen werden.“

Dieser neue, frohmachende Glauben wirkte sich in Wulfs Leben äußerst praktisch aus. Während vorher seine Gedanken wie ein drehendes Mühlenrad nur um seine Schuld gekreist waren, freute er sich jetzt der täglichen Vergebung durch Jesus. In manchen schlaflosen Nächten redete er mit Jesus, wie man mit einem guten Freund redet. Oft aber mußte er auch über den Roten Grafen und dessen verschworene Mannschaft nachdenken. Er grübelte darüber nach, wie Menschen so etwas aushalten konnten. Es aushalten konnten, wenn sie Menschen getötet hatten.

Und das war doch bei dem Überfall an der Bärensenke geschehen. Er stellte sich die Gefangenen im Kerker vor. Ganz gewiß hatte Graf Leopold auch überfallene Kaufleute auf seine Burg geschleppt. Burgverlies, feuchte Kerker, Ketten, Ratten, Hunger und eine quälende Ungewißheit. Diese Gedanken stürzten wie ein Wasserfall auf ihn ein. Und er begann für die Namenlosen zu beten, deren Namen sein Herr und Heiland aber kannte. Aber es mußte auch etwas geschehen. Eines Abends faßte Wulf einen Entschluß. Er fegte seine Decke beiseite, angelte den Bogen vom Wandhaken und hing den Köcher mit den Pfeilen um seine Schulter.

Rubertus mußte das Geheimnis um den Räubergrafen erfahren. Oder nicht doch besser Pater Franziskus?

Der würde ihm nicht glauben. Also kam nur der Hirte Rubertus in Frage. Wulf sah sich in dem dämmrigen Raum um. Er faltete seine Hände: „Herr Jesus, hilf du mir, daß ich alles richtig mache, Amen.“ Hoffentlich hielt Rubertus ihn auch nicht für einen Spinner.

## 12. Rubertus staunt, daß sich die Balken biegen



**W**ulf fand den Hirten vor seiner Hütte sitzen, der nützlichen Beschäftigung hingegeben, sein Abendbrot zu bereiten.

Wulf stieg der Geruch von gebratenem Speck in die Nase, und das Wasser lief ihm im Mund zusammen. Der Hirte kehrte ihm den Rücken zu. Er pfiß leise, wie es schien, zufrieden vor sich hin. Erschreckt fuhr er herum, als Wulf in den Lichtkegel seines flackernden Holzfeuers sprang.

„Mensch, du kannst einen aber erschrecken!“ fauchte er Wulf an. „Wen kannst du denn anders erwarten als mich!“ lachte Wulf und wedelte sich mit der linken Hand den Geruch des brutzelnden Speckes zu. „Wohl noch nichts gegessen“, sagte der Hirte und forderte Wulf auf, sich an seiner Seite niederzulassen.

Rubertus brach von einem gehörigen Stück Brot einen Kanten ab und reichte es seinem Nebenmann. Dazu einige Scheiben Speck. Beide kauten, und gelegentlich streiften die Blicke des Hirten den plötzlich Aufgetauchten. „Hat dich nur der Hunger zu mir getrieben?“ fragte er schließlich. In Ermangelung frischen Wassers, stieß er sein fettiges Messer in den Boden. Anschließend wischte er es noch an seinem weiten Hirtenmantel ab.

„Du fällst von deinem Holzklotz, wenn ich dir sage, was mich wirklich zu dir treibt.“ „Wird schon was sein“, sagte der Hirte gleichgültig. Wulf aber bemerkte doch, wie es in den Augen des andern neugierig blitzte.

Ohne Umschweife kam Wulf auf sein Thema. Er begann mit einer Frage: „Was hältst du von unserem Schloßherrn, dem Roten Grafen?“ „Was soll ich von ihm halten? Er scheint seine Jagdhunde mehr zu beachten als die Tagelöhner und Gestalten wie mich!“ Dabei lachte er dröhnend heraus, als hätte er einen tollen Witz gemacht. Wulf stimmte nicht in das Lachen des Hirten ein: „Das mag auf die meisten der hohen Herrn zutreffen, aber Graf Leopold ist ein Wolf im Schafpelz.“ „Das hätte wohl außer mir niemand anderes hören dürfen!“ zischte der Hirte. Er rückte nahe an Wulf heran.

Wulf schaute sich nach allen Seiten um. „Hören uns allein die Schafe zu?“ fragte er. „Wenn du mich nicht zu ihnen zählst, dann bin ich's wohl noch“, grinste Rubertus.

„Toller Scherz, aber dazu bin ich jetzt nicht aufgelegt.“ Der Hirte wandte dem andern seine breite Gestalt zu. In seine Augen stieg eine rätselhafte Angst. Oder schien es im Schein des flackernden Feuers nur so? Wulf überlegte, ob es nicht doch besser wäre, sein Geheimnis für sich zu behalten. Doch nun hatte er die Neugierde in Rubertus geweckt, also sollte der es auch erfahren. „Gehen wir lieber in meine Hütte, falls du denkst, hier draußen könnte uns jemand belauschen?“ Offensichtlich erwartete

der Hirte von Wulf keine Antwort. Er erhob sich aus seiner hockenden Stellung und winkte dem andern, ihm zu folgen. Gebückt trat der Hirte in seine Behausung ein. Sie setzten sich gegenüber.

„Nun rück raus mit deiner Neuigkeit!“ forderte Rubertus. „Kannst du dir denken, wer die Kaufleute in der Bärensenke überfallen hat?“

In dem Dunkel sah Wulf nur die Augen des andern. „Ich vermute der Rote Graf!“ platzte der heraus. Seine schwere Gestalt wurde von Lachen geschüttelt.

Wulf empfand eine Art Schadenfreude, dieses blöde Lachen des Hirten mit seiner Antwort augenblicklich ins Gegenteil zu verwandeln: „Du hast es genau getroffen. Es ist der Rote Graf!“

Wie Wulf erwartete, brach der Hirte sein Gelächter ab. „Du bist verrückt“, krächzte er mit heiserer Stimme. „Stimmt. Das habe ich mir voller Grauen zugeflüstert, du bist verrückt. Aber ich mußte es mit meinen eigenen Augen ansehen.“ „Was ansehen?“

„Wie zwei Männer mit schwarzen Gesichtern vor einem Wasserloch niederknieten und sich den Dreck abwuschen. Erst sah ich die roten Haare, wie sie dem einen von ihnen in die Stirn fielen. Vor Entsetzen wie gelähmt, lag ich im hohen Farn, und zwischen den gezackten Blättern hindurch erkannte ich das Gesicht des Mannes. Es war Graf Leopold.“ „Das, das ist Teufelsspuk“, zitterte die Stimme des Hirten. „Sag, daß es eine von deinen phantastischen Geschichten ist.“ Doch sofort fügte er hinzu: „Und

wer war der zweite Mann?“ „Da fragst du noch? Natürlich der Starke Eberhard. Die hängen doch wie Pech und Schwefel zusammen.“ Rubertus dachte nach. „Dann hätten sie auch damals die Dorfschänke überfallen und wären überhaupt nicht bei einem Ritterturnier gewesen.“

„Ohne Zweifel, Rubertus. Sie haben uns alle an der Nase herumgeführt. Alle Leute von Moosgrund. Auch den gutgläubigen Pater Franziskus.“ Rubertus langte einen Kerzenstummel vom Wandregal. Geschickt schlug er zwei Feuersteine gegeneinander und zündete einen dünnen Span an. Den hielt er an den Rest einer Kerze. Behutsam stellte er das Licht auf einen ausladenden Wurzelteller, der ihm als Tisch diente. Wulf beobachtete den Hirten.

„Denkst du noch immer, es sei eine meiner üblichen Spinnergeschichten?“ „Nein, nein.“ Der Hirte schüttelte seinen Kopf. „Nein, so etwas kann jemand nicht erfinden. Ich glaub dir deine Geschichte.“

Er massierte seine niedrige Stirn: „Nur fürchte ich, außer mir wird sie sonst kein anderer glauben.“ „Umso schlimmer für mich, wo sie doch wahr ist.“ Breit zeichnete sich die Gestalt des Hirten an der gegenüberliegenden Wand ab. Lange Zeit saßen sie schweigend da, und ihrer beider Gedanken liefen auf Hochtouren. Wulf mußte dem Hirten recht geben. Niemand – außer Rubertus würde ihm diese Geschichte glauben. Und Beweise gab es nicht! Rubertus schien Wulfs Gedanken wie in einem Buch zu lesen: „Aber beweisen wirst du das niemals können!“

Wulf stimmte dem andern zu: „Ganz bestimmt. Und wenn ich es könnte, wer würde mir das glauben?“

Rubertus stand auf und legte dem andern seine Pranke auf die Schulter: „Ich glaube dir auch ohne Beweise.“ „Man müsste ...“ „Was müsste man“, unterbrach der Hirte etwas spontan. „Laß mich doch ausreden, Rubertus. Man müsste die Gefangenen befreien. Ich vermute, daß etliche von ihnen im Kerker der Burg schmachten. Wenn es uns gelänge, sie zu befreien, hätten wir auch den Beweis, verstehst du?“ Rubertus hielt seinen Kopf gesenkt: „Vorausgesetzt, daß er den Gefangenen sein wahres Gesicht gezeigt hat.“ „Wie meinst du das?“ „An einem Kerker kann niemand ablesen, daß er sich in einer Burg befindet. Falls die sich den Gefangenen nur mit verschmierten Gesichtern zeigen, kennen die Gefangenen ihre Peiniger nicht.“

„Mensch, Rubertus!“ platzte Wulf heraus. „Du bist ja ...“ Der andere unterbrach lachend: „Nicht so blöd, wie ich von den meisten eingestuft werde. Stimmt's?“ „Aber nicht von mir“, versicherte Wulf.

„Schon gut.“ Rubertus rückte nahe an den andern heran.

## 13. Vertrauen gegen Vertrauen



„Wir sind doch Freunde, wir beide?“ „Und ob wir Freunde sind. Sonst hätte ich dir doch die Sache mit dem Roten Grafen niemals erzählt.“ „Nun gut, dann Vertrauen gegen Vertrauen. Auch ich hab' dir eine Geschichte zu erzählen, die wie ein Märchen klingt. Aber keines ist“, fügte der Hirte hinzu.

Wulf bekam kugelrunde Augen. Rubertus lächelte pfiffig. „Gelegentlich fällt mir die schmale Kost auf die Nerven. Immer nur Milch, Brot, Kräuter und ganz selten Fleisch. Darum verschaff ich mir hin und wieder einen Braten. Ich kenne alle Wildwechsel in der Umgebung.“ Er grinste den andern an: „Was könnte ein nachdenkender Mensch daraus schließen?“

Wulf grinste zurück: „Daß du deine Fallen immer an der richtigen Stelle anbringst.“ „Getroffen, wie deine Pfeile treffen. Du sollst ja einer Fliege das linke Auge ausschießen“, bemerkte Rubertus. Wulf sah den Hirten augenzwinkernd an: „Fliegen lohnen sich nicht, aber ich habe schon manche Forelle gespießt, die eigentlich dem Roten Grafen gehört.“ „Dann haben wir uns ja gegenseitig nichts vorzuwerfen. Aber nun spitz die Ohren. In einer hellen Mondnacht war ich wieder mal unterwegs, um meine Fallen zu kontrollieren. Plötzlich hörte ich es ganz in der Nähe knacken. Schnell huschte ich hinter einen Felsbrocken. Zwei Gestalten gingen unmittelbar an mir vorüber. Ich dachte schon, die können mich riechen.“

So nahe waren sie. Sie hatten Decken oder Felle über ihren Schultern. Ich atmete befreit durch, froh darüber, daß sie mich nicht entdeckt hatten. Dann aber packte mich die Neugierde. Ich schlich ihnen nach. Die knackenden Zweige und ihre lauten Stimmen waren gute Wegweiser.“

Rubertus brach erschreckt ab. Drüben vom Gehege her meckerten ängstlich einige Schafe. „Moment, Wulf, ich bin gleich wieder zurück.“ Rubertus griff hinter einen Balken und langte eine federnde Lanze hervor. Schlangendick mit einer scharfen Eisenspitze versehen. „Die hab ich mir selbst geschmiedet.“ „Damit kannst du ja Bäume durchbohren“, sagte Wulf anerkennend. „Ist manchmal nötig, Wulf!“ Der Hirte verließ die Hütte und Wulf hörte die scharrenden Schritte im Gras.

Kurze Zeit später stand er wieder gebückt im Eingang der Hütte: „Alles klar, sie stehen wie eine Wollkugel im Pferch.“ Rubertus ließ seine schadhafte Zähne sehen. „Doch jetzt hör weiter meine Geschichte. Wie gesagt, diese zwei Männer lärmten, als ob sie die einzigen in dem nächtlichen Wald wären. Dachten sie auch. Schon wollte ich umkehren, da hörte ich die hohe Fistelstimme des einen. ‚Mach etwas langsamer. Wir haben ja nicht mehr weit.‘ Wohin wollen sie? fragte ich mich und blieb ihnen auf den Fersen.“ Der Hirte kicherte vor sich hin. „Und es hat sich gelohnt. Mitten aus einer Mulde sah ich das Dach einer Hütte glänzen. Die beiden blieben davor stehen. Mißtrauisch schauten sie sich nach allen Seiten um. Blitzschnell verbarg ich mich hinter einem dicken Baum. Ich traute kaum meinen Augen.“

Sie schwangen sich auf das niedrige Dach und krochen durch das Eulenloch in das Innere der Hütte.“ Wulf schüttelte sich vor verhaltener Spannung: „Da lernt man ja das Gruseln.“ „Kannst du wohl sagen“, bemerkte Rubertus. „Der Rest ist schnell erzählt. Ich wartete die halbe Nacht, ob sie wieder herauskommen würden. Nichts geschah!“ „Und“, fiel ihm Wulf ungeduldig ins Wort. „Ich kroch auch durch das Eulenloch und fand die Hütte leer.“

„Hexenspuk“, würgte Wulf heraus. „Kein Hexenspuk“, erwiderte Rubertus nüchtern, „sondern eine Falltür in der Hütte. Ich zog den schweren eisernen Ring nach oben und auf einer morschen Treppe gelangte ich in einen finsternen Gang!“

Schneller als der Hirte sein eigentliches Geheimnis preisgeben konnte, schaltete Wulf. „Ein geheimer Gang zur Burg!“ Wulf sah das Erschrecken in den Augen des andern. „Wahrscheinlich, höchst wahrscheinlich. Weil ich keine Fackel bei mir hatte, bin ich den beiden nicht nachgeschlichen.“ Er berührte den Schaft seiner Lanze. „Und mir fehlte mein Bärenötter.“ Nur zögernd wagte Wulf seinen Gedanken zu äußern: „Was hindert uns, den Gang zu erforschen?“

„Ja, was eigentlich“, stimmte ihm der Hirte bei.

„Nur finde ich, sollten wir Mitternacht abwarten.“ Er durchwühlte mit beiden Händen seinen dichten Haarschopf: „Nicht auszudenken, wenn wir eine Spur von den verschleppten Kaufleuten fänden.“ „Nicht auszudenken, wenn wir in dem Gang auf einige dieser Raubritter stoßen!“

„Du kannst einen wirklich ermutigen!“ lachte der Hirte. Doch dann reckte sich seine bullige Gestalt. Federnd ließ er die Lanze wippen. „Weg mit allen Bedenken und gehandelt. Du nimmst deinen Bogen, und ich nehme meinen Bären töter.“

Wulf spürte, wie es kalt über seinen Rücken rieselte. „Ich glaube“, flüsterte er, „das wird eine aufregende Nacht werden.“ Natürlich ahnte er nicht, wie sehr ihn diese Aussage zum Propheten gemacht hatte.

In der Tat, es wurde eine aufregende Nacht, wie selbst seine lebhafteste Phantasie, es sich niemals ausdenken konnte.

Zur Stunde aber sah er sich noch von der Fürsorge des Hirten umgeben, der ihm vorschlug, noch einige Stunden zu schlafen. „Ich werde noch mal nach den Schafen sehen und mich auch noch ein wenig hinlegen.“ Er zeigte auf die hinterste Ecke des Raumes. „Dort liegen noch zwei Schaffelle ausgebreitet.“ „Danke, Rubertus. Ich freue mich riesig, daß wir gemeinsam die verschwundenen Kaufleute suchen wollen.“ „Hast du etwa daran gezweifelt?“ fragte Rubertus und ließ den andern allein in der Hütte. Wulf reckte sich auf den Schaffellen und versuchte einzuschlafen. Seine Gedanken gingen rund wie ein mächtiges Mühlenrad.

Wenig später kam Rubertus zurück. Er ließ sich auf seinem Lager nieder. Offensichtlich aber ohne Angstgedanken; denn schon kurze Zeit später schnarchte er, als gelte es, einen ganzen Wald umzusägen.

## 14. Die einsame Waldhütte



**W**ulf fühlte, wie ihn jemand leicht berührte, und erschreckt richtete er sich von seinem Lager auf.

Neben ihm stand Rubertus, in der Rechten eine brennende Fackel, in der Linken seine gewaltige Lanze. „Bin wohl eingeschlafen?“ fragte Wulf und richtete sich auf. „Und ob du eingeschlafen bist, mein Freund, aber es ist gut so. Wir haben einen beschwerlichen Weg vor uns.“

Rubertus hatte seine Bärestalt in ein Lederwams gezwängt. „Sieht nicht wie ein Hirte aus“, dachte Wulf und zog sich an der Lanze seines Freundes hoch.

Dann bückte er sich noch einmal und langte neben sein zurückgerolltes Schaffell. Er ergriff den Bogen, dann hängte er den Köcher mit selbstgeschnitzten Pfeilen über seine Schulter. Unternehmungslustig blinzelte er dem andern zu: „Dann wollen wir mal!“ Hüpfende Lichtflecken geisterten vor ihnen her. Rubertus piffte seine beiden Hunde herbei und redete, so wie man zu Menschen redet. Sie hockten vor ihm, ihre Ohren gespitzt und schauten mit blanken Augen zu ihm auf.

„Ich verlaß mich auf euch.“ Er grinste in sich hinein. „Wäre ja nicht zum ersten Mal, daß ihr die Schafe allein bewachen dürft.“ „Wenn das die Leute von

Moosgrund wüßten“, ging es Wulf durch den Sinn. Er hütete sich aber, laut zu denken.

Die beiden verließen das Gelände und stapften schweigend nebeneinander her. Wulf konnte den Schritten des Riesen neben sich kaum folgen.

Im Schein der Fackel sah er die muskulösen Arme des Hirten. Falls wirklich Räuber auftauchten, was die Heiligen gnädiglich verhüten sollten, Rubertus würde sich bestimmt nicht kampflös überwältigen lassen.

Wulf spürte, wie es heiß in ihm emporstieg. Aber hatte er nicht erfahren und glaubte nun daran, daß er direkt und ohne Vermittlung mit Jesus sprechen konnte?

Überhaupt, wie hatte er nur vergessen können, daß Jesus ihn seinen Weg führte und ihn darauf auch bewahrte. Indessen legte Rubertus mit großen Schritten noch an Tempo zu. Wulf gab sich alle Mühe, dem andern zu folgen. Sie schlurften durch das hohe Gras. Hinter den dicken Eichen, die den großen Wald säumten, drangen silberne Strahlen des Mondlichts hindurch. Gleichwohl wäre es ohne Fackel kaum möglich gewesen, in den nächtlichen Wald einzudringen. Auf dem Boden kriechende Brombeerszweige schlangen sich um die Beine der beiden. Rubertus hielt die Fackel ein wenig nach unten. „Wird gleich besser, wenn die Steine auftauchen und dieser Brombeerteppich aufhört“, sagte Rubertus.

„Dann können wir auch wieder nebeneinander hergehen, Rubertus. Ist doch unheimlich, solch ein

nächtlicher Wald.“ Der Hirte lachte: „Bist wohl froh, daß du mich zu dem Abenteuer angestiftet hast?“ „Kann man wohl sagen.“ Wulf war mit einigen Sprüngen bei seinem Begleiter. Wie gut Rubertus doch diese Gegend kannte. Schon nach kurzer Zeit tauchten einige Felsbrocken im Lichtschein der Fackel auf.

Etwa einen Steinwurf von ihnen entfernt gurgelte der dahinströmende Fluß. Schon bald öffnete sich eine Lichtung, und ein breiter Weg führte direkt am Fluß entlang. In den Wellen spiegelte sich der zitternde Mond und zog eine leuchtende Spur über das Wasser.

Wulf blieb stehen: „Wo sind wir hier?“ Der Hirte lachte dröhnend: „Kurz vor der Bärensenke, da wo die Kaufleute überfallen worden sind.“ „Hör auf jetzt von den Räubern zu reden.“ „Aber ich spreche doch von den Kaufleuten“, meckerte Rubertus, und Wulf hatte den Eindruck, der andere lache ihn aus. „Immerhin, wenigstens ein guter Weg hier am Fluß entlang.“ „Schön wär's, aber das schwerste Stück haben wir noch vor uns.“ Er zeigte mit seiner Lanze zu einem Waldstück hinüber: „Dort müssen wir rein.“

Während sie am Rand des schäumenden Flusses abwärts marschierten, betete Wulf in kurzen Stoßseufzern zu seinem Herrn. Ihm lief es kalt über den Rücken. Waren es seine eigenen Angstgedanken oder war es eine innere Stimme, die ihm zuraunte: „Kehr jetzt noch um.“ Hinzu kam, daß der Hirte schweigend neben ihm herstapfte. Sonst redete er

wie ein Wasserfall. „Fürchtest du dich, Rubertus?“ fragte Wulf, und fügte dann hinzu, „weil du doch sonst mehr sprichst.“ Rubertus brummte wie ein satter Bär: „Stimmen haben es so an sich, daß sie gehört werden.“ Wulf schaltete und schien in seinen Gedanken bestätigt. Rubertus fürchtete sich, auch wenn er es geschickt zu verbergen suchte. „Dann müßten wir ja auch die Fackel löschen; denn man könnte uns ja nicht nur hören, sondern auch sehen.“

„Du wirst gleich verstehen, warum wir die Fackel brauchen. Jetzt geht's erst richtig in die Wildnis hinein.“

Sie bogen von dem breiten Weg ab und näherten sich der schier undurchdringlichen Mauer des Waldes. Dickes Unterholz brach unter ihren Schritten, und auch die lästigen Brombeerranken krochen wieder über den Boden.

Spärlich sickerte das Mondlicht durch die Kronen der Bäume. „Mir ist es unheimlich hier“, flüsterte Wulf und drängte sich an den Hirten. „Bist du dir auch ganz sicher, daß wir auf dem richtigen Weg sind?“

„Durch dein Gequassel werde ich auch nicht sicherer“, erwiderte Rubertus ausweichend. Die beiden drangen immer tiefer in den Wald ein. Hin und wieder unterbrachen Mulden den Boden, durchzogen von glitzernden Pfützen, die der letzte Regen zurückgelassen hatte. „Können wir doch gut brauchen, deine Fackel.“ „Sagte ich doch.“ Das Gestrüpp wucherte wie geschickt aufgestellte Schlin-

gen. Sie krallten sich an den Kleidern der beiden fest.

Wulf wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es schien ihm fast, als wolle die stumme Natur ihm sein nächtliches Abenteuer ersparen. Woher aber sollte er wissen, was diese Nacht an Schrecklichem in ihrem dunklen Mantel noch verborgen hielt.

Endlich blieb der Hirte stehen. Immerhin, auch er schwitzte. Ob aus Angst oder vor Anstrengung, Wulf vermutete beides. Ehrlich eingestanden, wie es auch auf ihn zutraf. Rubertus hob seine Lanze und deutete auf zwei helle Flecken: „Das sind zwei Felsen. Seltsam geformt, aber eben dadurch kann man sie sich gut merken.“ Rubertus ahnte wohl, was sein Begleiter jetzt fragen würde, und er kam ihm zuvor. „Ruhig Blut, mein Freund, gleich haben wir es geschafft. Etwas seitlich von den beiden Felsbrocken, in einer Mulde geduckt, wirst du gleich das Dach der Hütte sehen.“ Wulf atmete befreit durch: „Wenn du den beiden damals nicht nachgeschlichen wärest ...“ „Eben, dann wäre ich niemals auf diese Hütte gestoßen“, unterbrach Rubertus den Jungen.

Rubertus hielt die Fackel vor seine Augen und prüfte den mit Pech getränkten Hanf. „Eine reichliche Stunde wird sie noch hergeben“, stellte er fest.

Rubertus grinste überlegen. Wulf dagegen sah ihn mit ängstlichen Augen an: „Ist ja doch ein kurze Zeit, eine Stunde. Und wenn sie uns gerade in dem dunklen Gang erlischt?“

„Hör gut zu. Wenn meine Schafe keine giftigen Kräuter fressen, bleiben sie gesund.“ Bevor Wulf nach dieser Rede dunklem Sinn fragen konnte, erläuterte der Hirte, was er damit sagen wollte. „Und wenn eine Fackel erlischt, hilft es nur, wenn man eine zweite bei sich hat.“ Dabei griff er in das Innere seines Hirtenrocks und zog eine zweite Fackel hervor. „Zufrieden?“ Wulf kam der Gedanke, daß sich die Leute von Moosgrund wohl täuschten, wenn sie den Hirten für die Einfalt in Person hielten. Der war bestimmt nicht dumm. Schon dadurch, daß er den Leuten ihre Meinung ließ.

Vertraulich berührte Wulf, während sie behutsam über den Waldboden schritten, den rechten Arm seines Begleiters: „Und meinst du, daß dieser Gang direkt bis zur Burg oder sagen wir besser, bis unter dieses Räubernest führt?“ „Ich könnte es mir denken; denn in der Vogellinie sind es nur einige Steinwürfe bis an den Burghügel.“ „Woher weiß der Bursche so gut Bescheid“, überlegte Wulf. Rubertus blieb stehen und beugte sich ein wenig nach vorn. Dabei hielt er seine große Hand wie eine Halbschale an sein linkes Ohr. Bis auf rauschendes Wasser in unmittelbarer Nähe war nichts zu hören. „Jetzt wird's wohl spannend“, flüsterte Wulf dem andern zu. „Hoffentlich nicht zu sehr“, grinste der Hirte. Wulf meinte einen ängstlichen Ton herauszuhören. Rubertus zeigte auf eine feucht schimmernde Fläche: „Dort drüben das Dach der Hütte, siehst du es?“ „Bin doch nicht blind. Aber ehrlich, mir ist ganz komisch um den Magen.“ Rubertus legte seine Pranke auf die Schulter seines Begleiters: „Mir geht es nicht anders. Ich hoffe nur, daß uns in dem Gang

keine Räuber begegnen. Dann erleben wir den Sonnenaufgang morgen nicht mehr.“ „Du kannst einen aber erschrecken, Rubertus. Noch könnten wir ja umkehren.“ „Und die gefangenen Kaufleute im Burgverlies?“ fragte der Hirte, und seine Stimme klang sanft wie die eines Samariters. „War ja nur ein kurzer Gedanke.“ „Schon gut, aber laß es jetzt besser bei den Gedanken.“ „Versteh schon“, seufzte Wulf, „ich soll die Klappe halten.“ Seine rechte Hand umspannte den Griff seines Bogens. Von hohem Farnkraut umgeben, glänzte die Wand der Holzhütte zu ihnen herüber.

Rubertus leuchtete mit seiner Fackel die nähere Umgebung ab. Dann hielt er die Fackel in Dachhöhe. Es war über und über mit schwammigen Moosballen bedeckt. Rubertus faßte den zögernden Jungen am Arm: „Da müssen wir nun hinein, mein Freund.“

Die Lichtflecken der Fackel huschten an den dicken Bohlen entlang: Grünspan und zwischendrin wulstige Nester von hartem Moos. „Die steht aber nicht erst seit gestern“, versuchte Wulf zu scherzen. Rubertus blitzte ihn an und winkte unwillig mit seiner linken Hand: „Ab jetzt kein Wort mehr.“ Er stellte seine Lanze an die Wand.

„Ich heb dich jetzt aufs Dach, du rutschst durch das Eulenloch in das Innere und schiebst den Riegel an der Tür zurück. Alles verstanden?“ Wulf hielt es nicht der Mühe wert, solch eine einfältige Frage zu beantworten. „Dann wollen wir auch nicht mehr zögern.“ Für einige Augenblicke klemmte Rubertus

die brennende Fackel zwischen seine Lanze und die feuchte Wand. Mit seinen Riesenpranken faßte er Wulf um die Taille und schob ihn auf das Dach der Hütte: „So, jetzt durch das Loch, und du landest genau auf der Feuerstelle.“

Während der Hirte die Fackel nahm und das Dach ableuchtete, kroch Wulf auf allen vieren bis an die quadratische Öffnung. Er wandte sich um: „Und da soll ich reinsteigen?“ Der andere sparte sich sowohl eine Antwort als auch ein bloßes Kopfnicken. Geschickt ließ Wulf sich über den Rand in das Innere der Hütte gleiten. In dem Raum herrschte pechschwarze Finsternis. Tastend, die Hände schutzsuchend vor sich ausgestreckt, schlurfte er durch den Raum. Endlich, er berührte den schweren, eisernen Riegel. Mit einem Ruck schob er ihn zurück und drückte die Tür nach außen. Vor ihm stand Rubertus mit der brennenden Fackel. Er nickte anerkennend: „Gut gemacht.“ Klagend durchschnitt der Schrei eines Nachtvogels die Stille. Rubertus drückte Wulf in den Raum zurück und trat dann selbst ein. Er zog die Tür hinter sich zu und knallte den Riegel in die Öse. Dann zog Rubertus die neue Fackel hervor: „Könnte wohl nichts schaden, wenn wir hier schon die Lichter wechseln.“

„Bin ganz damit einverstanden! Die fast runtergebrannte Fackel können wir hier liegen lassen und nachher wieder mitnehmen.“ Rubertus entzündete die neue Fackel an der alten, dann löschte er die gebrauchte. Aus dem lehmigen Boden hob sich eine Holzplatte heraus, in deren Mitte ein Eisenring befestigt war. „Unglaublich“, platzte Wulf heraus.

„Du dachtest wohl, ich hätte dir ein Märchen erzählt.“ „Nee, nee, ich hab dir schon geglaubt, aber nun bin ich wie mein Bogen gespannt, ob der Gang wirklich bis zur Burg führt.“ „Werden wir ja sehen, ich hoffe es aber stark.“ Die Stimme des Hirten klang gereizt. Offenbar gingen ihm Wulfs Kommentare auf die Nerven: „Damals bin ich den beiden Männern nicht gefolgt, aber immerhin habe ich den Gang entdeckt. Ich sagte dir ja schon, ich hatte Angst und zweitens fehlte mir eine Fackel. Aber ich denke schon, falls die beiden zerlumpten Gestalten Ritter waren, müßten wir auf Schlangenfels herauskommen.“

## 15. Stunde des Grauens



Rubertus bückte sich und zog an dem schweren Eisenring. Wulf sah, daß des Hirten Gesicht sich vor Anstrengung rötete. Endlich. Knarrend löste sich die Platte von dem Boden.

Ein finsternes Loch gähnte ihnen entgegen. Im Schein der Fackel schälten sich einige ausgetretene Stufen heraus: „Da sollen wir hinunter, Rubertus?“ Der Hirte kicherte ihm in den Rücken: „Und du sollst sogar den Anfang machen. Ich werde dir dann mit der Fackel folgen.“ „Na dann, in Gottes Namen“, murmelte der Junge und verschwand in der quadratischen Öffnung.

Rubertus folgte ihm und die Klappe schlug mit einem dumpfen Schlag zu. Der Gang war hoch genug, daß Wulf bequem gerade darin stehen konnte. Rubertus allerdings mußte seinen Kopf einziehen.

Wulf hörte die flüsternde Stimme des Hirten hinter seinem Rücken: „Ab jetzt die Klappe halten. In solchen unterirdischen Gängen kann man eine Stimme weit hören.“ Plötzlich wurde der Gang so schmal, daß Wulf schon befürchtete, der andere könne seine Masse nicht hindurchbringen. Doch die Fackel leuchtete ihm voran, also mußte ihr der Träger folgen. Ihre beiden Gestalten warfen an den kalten Wänden die wunderlichsten Schatten. „Man kriegt

beinahe vor sich selber Angst“, lachte Wulf und wandte sich nach seinem Begleiter um. Der legte seinen Zeigefinger quer über die wulstigen Lippen. Nach einigen Metern weitete sich der Gang, und eine geräumige Höhle tat sich vor ihnen auf. Die Wände glänzten vor Nässe. Wulf blieb stehen und wandte sich erneut nach dem Hirten um: „Diese Höhle, so scheint mir's, ist bestimmt nicht von Menschenhand ausgehauen.“

„Vielleicht hat schon Graf Rudolf diese Höhlen entdeckt und dann einfach einen Gang bis zur Burg gegraben“, überlegte der Hirte. „So könnte es gewesen sein ...“ „Immerhin kämen wir dann bis zur Falltür unter der Burg.“ Rubertus blickte den anderen in beinahe abergläubischem Staunen an: „Woher weißt du das denn?“ „So könnte es zumindestens sein“, nahm Wulf den letzten Satz des Hirten auf. Beide grinnten hörbar. Beide tappten weiter, und sie staunten über die Felsendecke, die drohend über ihnen hing. „Diese Brocken tun uns nichts“, kommentierte Rubertus und wechselte Fackel und Lanze von einer in die andere Hand. Die Fackel in die linke, die Lanze werfbereit in die rechte Hand. In regelmäßigen Abständen tropfte Wasser auf den steinigen Boden. „Mensch, mich friert, Rubertus.“ „Kein Wunder in dem Eiskeller, aber wir wollen doch die Gefangenen befreien – oder?“ „Oberhammel“, dachte Wulf und nahm sich vor, in den nächsten Minuten kein Wort mehr zu sagen. Schweigend stapften sie dahin.

Immer wieder öffneten sich neue Höhlen. Etliche bildeten sogar schmale Gänge nach links und nach

rechts. Manche Steine an den Wänden schienen mit einer dünnen Reifschicht überzogen zu sein. Wulf brach, obwohl er sich vorgenommen hatte, nichts mehr zu sagen, schließlich doch das Schweigen zwischen ihnen: „Rubertus, die reinste Unterwelt. Hier drin könnte man einen ganzen Kaufmannszug verstecken. Oder was meinst du?“

Wulf wunderte sich darüber, daß der Hirte ihm nicht antwortete. Plötzlich rieselte ein unvorstellbares Grauen über seinen Rücken. Drohend wuchs hinter ihm der Schatten seines Begleiters auf. Wulf glaubte, das Blut in seinen Adern müsse augenblicklich erstarren. An der seitlichen Wand zeichnete sich die zum Wurf erhobene Rechte des Hirten ab. Totenbleich riß Wulf seinen Kopf herum und blickte in die dämonisch leuchtenden Augen des andern. Aufschreiend warf er sich zur Seite. Keine Sekunde zu früh. Zischend fegte die Lanze an seinem Kopf vorbei. Wulf raffte sich auf und hastete in das Dunkel des Ganges hinein.

Hinter sich hörte er einen höllischen Fluch und die schweren Schritte seines Verfolgers: „Stehen bleiben! Stehen bleiben. Sonst bist du sofort tot!“

Die Stimme des Hirten klang kaum noch menschlich. Wulf drehte sich um, und drückte sich dann, an allen Gliedern zitternd, an die spröde Wand.

Rubertus näherte sich mit federnden Schritten. Er grinste teuflisch, als habe sich der Böse in ihm verliebt. In seiner Linken hielt er die knisternde Fackel, die Rechte umklammerte die wippende Lan-

ze. „Bist du übergeschnappt, Rubertus?“ wimmerte Wulf. Tückisch und ohne Mitleid sah ihn der andere an: „Nie so nüchtern gewesen wie heute. Doch bevor du stirbst, sollst du alles erfahren. Gerade dich, das kannst du mir glauben, schick ich nicht gern ins Reich der Schatten.“

Er grinste und entblößte dabei seine schadhaften Zähne: „Du bist zu neugierig gewesen. Diese Schwäche wäre noch zu entschuldigen, aber du hast ganz einfach an der falschen Stelle dein Herz erleichtert. Wenn du weißt, was ich damit meine.“

Wulf schien wie betäubt zu sein. Er wischte über beide Augen, doch das schreckliche Bild blieb.

„Daß ich dir alles anvertraut habe“, flüsterte Wulf und sah auf die schimmernde Lanzenspitze.

Rubertus meckerte in sich hinein. Er schien Wulfs Todesangst mit einer rätselhaften Wollust zu genießen.

„Ich bin sozusagen der verlängerte Arm des Roten Grafen. Der hohe Felsen nahe der Bärensenke ist mein Beobachtungsstand. Von dort aus hat man einen wunderbaren Ausblick. Hoch über den Wipfeln der Bäume sieht man die Burg. Wenn man ein wenig nach rechts schaut, schlängelt sich die Straße am Fluß entlang. Da wo die reichen Kaufmannszüge ..., na, du weißt schon.“ Wulf hörte den Hirten reden, war aber nicht fähig, es gedanklich zu fassen.

Dieses Raubtiergesicht vor ihm, das konnte doch nur ein böser Traum sein. Warum war er gegenüber

diesem Hirten nie mißtrauisch geworden? Hatte er ihn eingeordnet, wie ihn die meisten Leute von Moosgrund beurteilten, gutmütig, aber doch einfältig?

Rubertus trat noch ein Stück näher. Bedrohlich rückte auch die Lanzenspitze vor Wulfs Augen. Er lachte schallend, daß es schaurig in dem Gang widerhallte. Doch dann verengten sich seine Augen zu schmalen Schlitzern: „Hast mich bestimmt mit meinen Schafen auf eine Stufe gestellt, mich unterschätzt, wie man so etwas nennt.“ Wulf hob beide Hände in die Höhe: „Niemals, Rubertus. Ich habe dich immer für meinen Freund gehalten, und ...“ „Siehst du“, unterbrach ihn der Hirte, „für einen guten Freund gehalten, aber ich habe dich gehaßt. Zuerst warst du mir gleichgültig, doch nach und nach ging mir deine Neugierde auf die Nerven.“ Wulf überlegte blitzschnell, während er innerlich zu seinem Herrn schrie. „Rubertus“, dabei versuchte er sich von der kalten Wand zu lösen, „hast mich mit deinem Scherz zu Tode erschreckt, aber nun werd wieder normal. Werd wieder zu dem Rubertus, wie ich ihn immer gekannt habe.“ „Bleib an der Wand stehen!“ befahl der Brocken mit schneidender Stimme.

„Hast mich eben falsch gekannt, wie all die Dummköpfe von Moosgrund. Nur einer hatte meine inneren Qualitäten erkannt. Kannst dir gewiß denken, wer es ist?“ „Graf Leopold wohl.“ „Dein Köpfchen schaltet vortrefflich. In irgendeiner Mondnacht tauchten sie bei mir auf. Der Rote Graf und sein Freund, der Starke Eber. Sie boten mir Gold, lockendes Gold. Jedesmal einen ganzen Beutel voll. Und

wofür? Für Zeichen, die ich hin und wieder dem aufmerksamen Türmer auf Burg Schlangenfels von meinem Aussichtspunkt zublinkle. Drei Lederbeutel voll Gold liegen noch in meiner Hütte vergraben.“

Während Rubertus nahezu freundschaftlich ausplauderte, ließ er sein Gegenüber nicht aus den Augen. Als spräche er von alltäglichen Dingen, fuhr er mit verhaltenem Kichern in seinem Bericht fort: „Den reichen Kaufmann aus Mainz habe ich auch heraufziehen sehen und dann getreulich nach Schlangenfels gemeldet. Mit einer brennenden Fackel, die von dem Türmer nicht übersehen wurde.“

Wulf sah den dünnen Rauchfaden, der von der Fackel aus gegen die Felsendecke zog. Rauchfaden, Lebensfaden. Eine unheimliche Vorstellung, in den nächsten Minuten nicht mehr am Leben zu sein. Von den grausamen Augen seines Gegenübers war kein Mitleid zu erwarten. Und jeder dieser schrecklichen Sätze belasteten den Hirten mehr und mehr. Seine einzige Chance, die Rubertus brutal nutzen würde, war, den Zeugen umzubringen. Und genau diese Gedanken, die der Junge in innerlicher Qual durchlitt, schien der Hirte wie in einem Buch zu lesen: „Denkst wohl gerade darüber nach, daß ich dich nach meiner Beichte nicht mehr verschonen kann.“ Wulf spuckte verächtlich aus: „Beichte, du elender Heuchler. Wäre es ein Beichte, dann könnte dir noch vergeben werden. Aber du wirst in der tiefsten Hölle landen!“

„Hä, hä, hä“, meckerte Rubertus, obwohl ihm der Zorn sein Gesicht rötete. „Du hast wohl einen Ver-

trag mit den Heiligen abgeschlossen?“ „Nicht mit den Heiligen, sondern mit Jesus Christus selbst“, antwortete Wulf. Er schloß die Augen; denn nun erwartete er den tödlichen Stoß. Der andere dachte nicht daran, es so kurz zu machen.

Wulf öffnete seine Augen und sah die wippende Lanze in der rechten Hand seines unerbittlichen Feindes. „Bei einem andern hätte ich längst Schluß gemacht, mein Freund, aber ich zögere noch es zu tun, was ich auf jeden Fall tun muß. Ja, tun muß. Schon wegen des Roten Grafen und seines ganzen Lumpenpacks, mich eingeschlossen“, säuselte er mit unverkennbarer Ironie in seiner Stimme. „Wärst du doch lieber strohdumm, anstatt so höllisch böse“, fuhr Wulf den andern an. „Bin ich aber nicht. Hättest du die Räuber nur mit ihren verschmierten Gesichtern gesehen, ohne zu erkennen, wer wirklich dahintersteckte, dann könntest du noch ein paar Jahre weiteratmen, aber so ...“

Wulfs Hände umkrallten den Felsbrocken hinter sich. Nein, diese Raubtierblicke ließen nichts zu hoffen übrig, von dem tödlichen Stoß verschont zu werden. Sterben! Kaum fünfzehn Jahre alt und schon sterben!

In Wulf bäumte sich innerlich alles auf. Er wollte leben, nur leben! Beider Blicke trafen sich. Auf Wulfs Stirn perlten kalte Schweißtropfen.

„Rubertus“, krächzte seine Stimme, die Wulf nicht mehr als seine eigene erkannte, „wir sind doch immer gute Freunde gewesen.“

Unbeeindruckt schaute ihn der andere an. Wulf flehte zu seinem Herrn. „Schenk mir doch einen Gedanken, damit dieser Mörder mit seiner Lanze nicht zustößt.“

„Rubertus, ich möchte dein Mitgenosse werden, wenn ich schon dein Mitwisser bin. Ich will lieber mit zu den Räufern gehören, als schon so jung sterben zu müssen.“ Rubertus verzog seinen Mund zu einem breiten Grinsen: „Mach mir und dir doch selbst nichts vor. Dich hat doch Pater Franziskus total verseucht. Und so was will lieber Räuber werden. Und bei der nächsten Gelegenheit würdest du uns alle an den Strick liefern. Da du doch keine Gelegenheit mehr hast, es auszuführen, wie wäre es mit Fürst Dietrich von Wolfseck. War nur ein letzter Scherz; denn niemals wirst du Burg Wolfseck erreichen.“

Die wippende Lanzenspitze war ganz nahe vor Wulfs Augen: „Wenn ich es erledigt habe, mein Freund, hole ich mir die Belohnung. Noch ein paar hundert Meter weiter, dann eine verschmierte Treppe hinauf, genau unter die Falltür im Burghof. Dann klopfe ich dreimal und bekomme meine verdienten Goldstücke, einen ganzen Beutel voll.“

Rubertus weidete sich an den aufgerissenen Augen seines Opfers. „Dann stoß doch endlich zu, du Judas!“ schrie Wulf in ohnmächtigem Zorn. Seine Finger umkrallten den Felsbrocken hinter sich.

Doch was war das? Er spürte einen losen spitzen Stein, der in der ausgewaschenen Rinne des Felsens

lag. „O Herr!“ schrie es in seinem Innern, „gib mir nur eine Sekunde.“ Seine Finger umschlossen den faustdicken Brocken. Indessen trat Rubertus ein paar Schritte zurück, seine Lanze zum tödlichen Stoß erhoben. „Du hast recht“, zischte seine Stimme haßerfüllt, „es sind der Worte genug gefallen.“ In diesem Augenblick hatte er die Augen eines Mörders.

Blitzschnell fuhr Wulfs rechte Hand vor und der Stein traf den Hirten an die Brust. Entsetzt schrie er auf und taumelte nach hinten.

Wulf stieß sich von der Wand ab und stolperte in die finstere Höhle hinein. „Na warte! Na warte!“ Im springenden Schein der Fackel erkannte er, daß der andere ihn verfolgte. Schnell griff er hinter sich und zog einen Pfeil aus dem Köcher. Dann riß er den Bogen von seiner Schulter und legte den Pfeil auf die Sehne des Bogens. Er drehte sich herum. Einen mächtigen Schatten an die Wand werfend, stürzte der Hirte heran. Wulf zog ab und schoß. Der Pfeil surrte von der Sehne, und Rubertus schrie voller Schmerz auf. Fassungslos starrte er auf den Pfeil, der eine Handbreit über dem Herzen in dem grauen Wams steckte. Sofort färbte sich die Stelle mit herausquellendem Blut. Voller Entsetzen ließ er Lanze und Fackel fallen. Diese Schrecksekunde nutzte Wulf und legte einen neuen Pfeil auf die Sehne.

Rubertus stand wie ein Gorilla mit hochgehobenen Armen, bereit, sich auf seinen verhaßten Gegner zu stürzen. „Noch ein Schritt, und der nächste Pfeil löscht dein Leben aus. Zurück! Geh zurück!“ Ruber-

tus blieb unerschlossen stehen. „Wird's bald!“ Die beiden durchbohrten sich mit ihren Blicken. Der Hirte erkannte, dieser Wulf war kein Kind mehr. Seine Blicke blieben erbarmungslos auf ihn gerichtet. „Los, zurück!“ Wulf spannte den Bogen. Der Hirte gehorchte und wich einige Schritte zurück. „Noch weiter und umdrehen.“ „Ich verblute“, stöhnte Rubertus. „Schadet nichts. Sofort drehst du dich um.“ Zähneknirschend gehorchte der andere. Wulf bückte sich und raffte die weggeschleuderte Lanze vom Boden auf. Indessen drohte die Fackel zu erlöschen. „Noch einige Schritte!“ rief Wulf dem andern in den Rücken. Rubertus wankte vorwärts. Vor seinen Augen tanzten rote Schleier. Wulf bückte sich und ergriff die Fackel. In seiner Rechten hielt er die wurfbereite Lanze. Den Bogen ließ er im Gang liegen.

Rubertus stöhnte vor Enttäuschung und wohl auch vor Schmerzen: „Ich verblute doch.“

„Hoffentlich!“ kam Wulfs Stimme wie ein Eiswind.

Vorsichtig wandte Rubertus seinen Kopf zurück.

Zunächst, so erkannte er, hatte er gegen diesen Kerl keine Chance. Die Lanze wurfbereit, die lodernde Fackel in seiner Linken, so stand Wulf einige Schritte hinter ihm.

„Los geh, und schreib dir das hinter deine Verräterohren, auch meine Lanze hat ihr Ziel noch nie verfehlt.“ Der Hirte fluchte lästerlich, daß es in der Höhle widerhallte. „Ich würde dir raten, nicht so zu

fluchen. Bei der kleinsten verdächtigen Bewegung fährst du in die Hölle.“ „Aber ich verblute doch.“ „Ich sagte schon, hoffentlich.“ Die Gedanken des Hirten arbeiteten fieberhaft. Der Blutfleck auf seinem Wams breitete sich beängstigend schnell aus. Rubertus biß die Zähne aufeinander. Er hätte nur eine Chance gegen Wulf, wenn es ihm gelänge, den Abstand zwischen ihm und dem andern zu verringern.

Doch Wulf paßte auf: „Los weiter und fein Abstand halten. Du könntest sonst einen Angriff versuchen.“

Rubertus fluchte vor sich hin. Dann blieb er stehen und wandte sich um. Auf seiner Stirn standen dicke Schweißtropfen. Mit Mühe versuchte er ein verbindliches Lächeln in seine verzerrten Gesichtszüge zu zaubern. „Wulf, mein Angebot gilt. Du kannst mein Geselle werden. Der Rote Graf wird sich glücklich preisen, solch einen Mann zu bekommen.“

Wulf lachte höhnisch heraus: „Nimm meinen Namen nicht mehr in den Mund. Du hattest recht. Ich taue nicht zum Schurken. Und nun weiter.“ Rubertus sah die bedrohliche Lanzenspitze auf sich gerichtet. Die Spitze seiner eigenen Lanze. Für alle paar Meter, die er zurück auf die Falltür unter der Hütte zuwankte, hatte er einen Fluch parat. Hier in diesem engen Gang gab es weder eine Fluchtmöglichkeit, geschweige denn die Chance, den Spieß umzukehren.

Was aber hatte dieser unberechenbare Bursche vor?

„Hätte ich ihn doch schon im Wald umgebracht und in den tosenden Wildbach geworfen“, durchfuhr es seine Gedanken. „Vorbei. Alles Asche, die auch durch die Glut des Bedauerns nicht mehr angeblasen wurde. Vorbei, vorbei.“ Der Speiß hatte sich gedreht, und nun schwebte er in höchster Lebensgefahr. „Wenn doch einige Ritter durch den Gang kämen.“ Rubertus drückte seine Hand an das Wams und stöhnte. Er blieb stehen und lauschte. Nur das Wasser von der Decke tropfte auf den Boden. „Weiter!“ drang die harte Stimme hinter seinem Rücken. Nun hatten sie schon die engste Stelle des Ganges erreicht. Also waren sie bald wieder unter der Hütte. Noch zwei Biegungen und die feuchten Stufen schimmerten ihnen entgegen.

Rubertus taumelte auf sie zu und sank dann auf der ersten Stufe nieder. Rote und schwarze Schleier tanzten vor seinen Augen. Etwa zwei Lanzenlängen von ihm entfernt, blieb sein unerbittlicher Gegner stehen. „Ich kann nicht mehr!“ „Na, dann ruh ein paar Augenblicke. Aber keine falsche Bewegung. Denn das weiß ich, nur eine Sekunde Nachlässigkeit ...“

„Wir teilen das Gold“, versuchte Rubertus eine neue Masche, „und dann verschwinde ich mit meinem Anteil.“ Wulf hielt es für unnützlich, darauf zu antworten.

„Los, drück die Tür nach oben.“ Rubertus zögerte. Da spürte er die Lanzenspitze zwischen den Schulterblättern.

Er stieg drei Stufen hinauf und drückte mit seiner

Schulter die Falltür nach oben. Die Wunde in seiner Brust schmerzte und brannte wie Feuer.

Sollte er sich einfach zurückfallen lassen und versuchen, die Beine des andern zu umfassen? Da fühlte er die scharfe Spitze der Lanze an seinem Hals. „Keine dummen Gedanken von wegen zurückfallen lassen.“ Der Hirte fluchte, daß es dem anderen eiskalt über den Rücken lief. Vielleicht, so überlegte Rubertus, gab es draußen eine Gelegenheit zur Flucht oder gar den Spieß umzudrehen.

## 16. Traum oder Wirklichkeit?



**W**ulf schreckte aus unruhigem Schlaf auf. Seine rechte Hand tastete nach der Lanze. Er setzte sich auf und schaute sich um. Grau schimmerte der Morgenhimmel durch die Kronen der Bäume.

Und plötzlich liefen auch seine Gedanken auf vollen Touren. Er hatte all das Schreckliche nicht geträumt. Diese Bilder ließen sich einfach nicht verscheuchen. Plastisch standen sie ihm vor Augen. Vor allem der Hirte Rubertus. Dessen Verwandlung und die grausamen Augen.

Wulf wehrte sich nicht mehr gegen die anstürmenden Bilder, vielmehr suchte er sie zu ordnen. Beide hatten in der Hütte auf engstem Raum zusammengestanden. „Los, den Riegel zurückschieben!“ hatte er barsch gefordert, obwohl ihn die geheime Angst schüttelte, der Hirte könne sich mit seiner ganzen Wucht zurückfallen lassen. Doch die blanke Lanzenspitze an seinem Hals, ließen den andern handeln, wie Wulf es forderte.

Rubertus wankte zwischen den Bäumen dahin. Bei jedem Schritt stöhnte er mitleiderregend: „Meine Wunde brennt, ich halte es nicht mehr aus.“ „Ein Zeichen, daß du noch lebst.“ Wulf staunte über sich selbst. Seine Härte gegenüber dem dahinstolpernden Hirten kam weniger aus einem Haß, als vielmehr aus einer Angst, diesem raffinierten Kerl wür-

de etwas einfallen, aus dem Gejagten einen Jäger zu machen.

Schon bald türmten sich Felsbrocken zwischen den Bäumen. Rubertus versuchte, seinen Abstand zwischen sich und seinem unheimlichen Wächter zu verringern. In der Nähe rauschte ein Wildwasser. Rubertus, der im flackernden Schein der Fackel voranlief, steuerte auf den Fluß zu. Vielleicht ergab sich an dem steilen Abhang eine Möglichkeit ... Was für eine Möglichkeit? Einfach blitzschnell zu reagieren.

In kurzen Abständen wandte sich der Hirte um. Wulf erschrak vor den haßerfüllten Blicken des andern. Ohne Zweifel, Rubertus wartete auf eine Gelegenheit. Wulf hielt die brennende Fackel ein Stück höher.

Rubertus lehnte sich nach Luft ringend, an einen Felsbrocken. „Spieß mich doch auf!“ stöhnte Rubertus. „Ich kann nicht mehr.“ „Dann ruh ein wenig, aber nicht zu lange.“

„So, weiter“, forderte Wulf mit harter Stimme. In seinem Innern aber rumorte die Angst. Während sie an dem Wildwasser entlangliefen, spielte Wulf mit dem Gedanken, nach rechts auszubrechen und sich so diesem unberechenbaren Gegner zu entziehen.

Wiederholt ermahnte Wulf den vor ihm her stolpernden Hirten, den gebührenden Abstand einzuhalten. Verwünschungen ausstoßend, gehorchte der andere. Wulf bewachte jede seiner Bewegungen. Um sich selbst Mut und dem andern Angst zu

machen, rief er dem Hirten in den Rücken: „Wag es bloß nicht ...!“ In diesem Moment geschah das Unbegreifliche. Rubertus schoß mit einem Hechtsprung nach vorn. Durch die Wucht seines Gewichtes löste sich ein Brocken des unterhöhlten Randes und rollte, eine dunkle Erdlawine auslösend, den Abhang hinunter. Rubertus taumelte, versuchte sich auf den festen Boden zu werfen, aber es war zu spät. Er stieß einen markerschütternden Schrei aus, krallte seine Hände in den Boden, aber da gab es nichts mehr zu halten. Wulf stand wie gelähmt am Abhang. Er sah, wie die Gestalt des Hirten in einem zischenden Schaumkreisel verschwand. Er beugte sich etwas nach vorn und hielt die Fackel nach unten. Rubertus tauchte nicht mehr auf. Mit blutleeren Lippen flüsterte Wulf: „Und so vor den himmlischen Richter treten.“ Während ihm dieser Satz über die Lippen kam, wurde ihm bewußt, daß ihn allein die treue Hand seines Herrn bewahrt hatte.

Er bohrte den Stiel der brennenden Fackel in den Boden, dann sank er auf seine Knie. „O, mein treuer Gott. Du hast mich vor dem Tod errettet. Du hast mir gegen einen übermächtigen Feind geholfen. Mein Heiland und Erlöser, Dir soll mein ganzes Leben gehören.“

Nur auf allen vieren wagte er an den Abhang heranzukriechen und in die brodelnde Flut zu blicken. Rubertus war und blieb verschwunden.

Wie das erste Licht des neuen Tages den Horizont mit grauem Flimmern überzog, dämmerte in Wulf der Gedanke – nach den Stunden des Grauens kaum

zu begreifen – daß er nun nichts mehr zu fürchten hatte. Die rußende Fackel in seiner Hand, blieb er noch eine lange Zeit sitzen. Auf allen vieren rutschte er ein Stück vom Abhang weg und legte sich im Schutz eines Felsbrockens nieder. Vorher löschte er die Fackel. Seine Augenlider gingen wie eine Zugbrücke auf und ab: „O, Herr, laß mich Burg Wolfseck erreichen.“ Er fiel in einen unruhigen Schlummer, geängstet von Träumen und schauerlichen Bildern.

Nun saß er da, durch die bewahrende Hand seines Herrn, dem Leben noch einmal wiedergegeben. Aus dem Dickicht der Bäume schallte der erste Vogelruf. Auch dieses vertraute Pfeifen bestätigte nur eins: „Du lebst noch, du lebst noch.“ Mit nachträglichem Schauer erinnerte er sich der Bemerkung des Hirten. Wie hinterlistig und hintergründig war sie doch gewesen. In unmittelbarer Nähe der einsamen Hütte hatte Rubertus diesen Satz ausgesprochen: „Dann erleben wird den nächsten Sonnenaufgang morgen nicht mehr.“ Und er hatte in seinem Herzen beschlossen, daß dieser Satz sich bei Wulf erfüllen sollte. Nun waren für ihn selbst Leben und Sonne für immer erloschen. Wulf spürte seinen knurrenden Magen. Auch ein untrügliches Zeichen seines neu geschenkten Lebens. Er sprang auf und nahm die Lanze in seine Rechte. Die Fackel schleuderte er in den Fluß.

Er sah die faserige Abbruchstelle, die dem Hirten zum Verhängnis geworden war. Wulf stieß die Lanze tief in den Boden und ging in die Hocke. Er verharrte regungslos und dachte nach. Sein Herz war

voller Dank gegen seinen Herrn. Ihm hatte er sein Herz und Leben anvertraut. Beglückende Folgerung, daß ihn dieser Herr auch fortan führen werde. Bereits nach dem Gespräch mit Pater Franziskus gab es für Wulf nur noch eins, sich und sein Leben, diesem Herrn zu übereignen. In dieser Nacht aber zeigte ihm Christus, aus welcher aussichtslosen Lage und Todesgefahr Er Seine Kinder zu retten weiß.

„O, mein Herr!“ betete Wulf. „Ich weiß nicht, wo ich Burg Wolfseck zu suchen habe. Aber Du kennst den Weg dorthin.“ Während er so betete, überdachte er seine Situation. Der doppelzüngige Hirte hatte ihm in seiner offensichtlich gutmütigen Art erklärt, daß er ihm wohl die Geschichte mit dem Roten Grafen als Räuberhauptmann abnähme, aber wer würde es außer ihm noch glauben. Wohl keiner. Auch Pater Franziskus nicht. Wulf richtete sich aus seiner hockenden Stellung auf, nahm die Lanze und stolperte, mehr als er lief, zwischen den grau gesprenkelten Bäumen und dem wild wuchernden Unterholz dahin. Und Fürst Dietrich von Wolfseck? Würde der ihm glauben?

Wulf blieb stehen und lauschte. Er wußte weder wo der Flecken Moosgrund lag, noch wußte er den Weg zur Burg des Fürsten Dietrich. Jesus aber kannte beide Wege. Und auch, wer ihm seine unglaubliche Geschichte eher abnehmen würde, Pater Franziskus oder Fürst Dietrich von Wolfseck. „Ach Herr, führe mich doch zu dem, der mir glaubt.“ Wulf freute sich über diese Entscheidung, sich in allen Dingen ganz auf seinen Herrn zu verlassen. Galt das auch hinsichtlich seines knurrenden Magens?

Gespannt richtete er seine Blicke auf die moosigen Inseln, die sich zwischen dem feuchten, schlingenden Unterholz immer wieder ausbreiteten. Wulf rechnete auf einige Pfifferlinge, die ihm den größten Hunger stillen würden. Auch kam ihm die Lanze des Hirten zugute, wenn es galt, widerspenstige Ranken oder Schlingen zu zertrennen. Zwischen zwei armdicken Wurzeln standen einige blaßgelbe Pfifferlinge. Wulf bückte sich, puhlte sie aus dem weichen Waldboden und steckte sie in seinen Mund. „Mager, äußerst mager“, sagte er.

Wahrscheinlich waren die Nächte schon zu kalt; denn feucht genug war es in den letzten Tagen ja gewesen. „Pilze brauchen Nässe und Wärme“, sagte der alte Waldemar gelegentlich, „dann schießen sie.“

Wulf beschloß, wenn auch nicht direkt am Ufer des Wildwassers, so doch in dessen Nähe zu bleiben. Höchst wahrscheinlich mündete es in den breiten Fluß, der die Kaufmannsstraße bei der Bärensenke flankierte. Diese Straße hoffte er zu erreichen. Indessen stieg die Sonne immer höher. Hinter den hohen Baumkronen glänzte der blaue Spätsommerhimmel. Durch das grüne Dach der Baumwipfel suchten einige Sonnenstrahlen ihren Weg nach unten und sprenkelten den dunklen Boden mit goldenen Tupfen.

Wenn nur der nagende Hunger nicht wäre. Immerhin, einige Stunden war er schon durch den endlosen Wald gestolpert. Der mußte doch bald ein Ende haben.

Wulf rieb mit beiden Händen über seine Augen. Keine Täuschung möglich. Zwischen zwei kümmerlichen Fichten, dessen Zweige fast den Boden berührten, stand ein prächtiger Steinpilz. Wulf bückte sich und riß den Pilz heraus. Er brach die dunkelbraune Kappe vom Stiel. Der Stiel war etwas wäßrig, aber ohne Maden. Dafür war die Kappe umso fester. Wulf hockte sich auf einem morschen Baum nieder und ließ es sich schmecken. War es auch kein Festessen, so war doch der nagende Hunger gestillt.

Nach und nach spürte er auch, wie ihm durch die schwere Lanze der rechte Arm fast erlahmte. Der Brocken Rubertus hatte sie leicht wie ein Spielzeug gehalten. Rubertus! Wieder stand die vergangene Nacht vor ihm, von Anfang an. Das gemeinsame Abendessen bei den Schafen. Sein sorgloser Schlaf in der Hütte des Hirten, als läge er in Abrahams Schoß. Dann ihr gemeinsamer Aufbruch durch die Mondnacht. Richtig wohl hatte sich Wulf gefühlt. Er erinnerte sich des breiten Weges bei der Bärensenke, wie der blasse Schatten des Hirten sich durch das Mondlicht auf dem Weg abgezeichnet hatte. Wie ein in den Sand gemalter Riese. Dann hatten sie den breiten Weg verlassen und waren in den Wald eingedrungen.

Weiter wollte Wulf nicht denken, aber die Gedanken liefen wie eine Quelle, die niemand stopfen kann.

Allein die Gegenwart seines unsichtbaren Herrn ließ ihn zeitweise alle Schrecken vergessen. Und seine Hoffnung richtete sich auf die erwartete Begeg-

nung. Entweder mit Pater Franziskus, was er sich immer mehr wünschte, oder er würde mit Fürst Dietrich von Wolfseck zusammentreffen. Eine nahezu unmögliche Vorstellung.

„Ach, mein Heiland, Du hast mich so wunderbar errettet und am Leben erhalten. Führe mich doch bald aus diesem unheimlichen Wald heraus.“ Bei Licht besehen, im wahrsten Sinn dieses Wortes, hatte dieser Wald eigentlich nichts Unheimliches. Im Gegenteil. Die Baumkronen flimmerten und gleißelten, je mehr die Sonne sich dem Horizont zuneigte.

Wulf aber fürchtete sich davor, er müsse noch eine Nacht zwischen all den unheimlichen Stimmen verbringen. Die Schreie der Nachtvögel, brechendes Unterholz eines Raubtieres, daß ihn aufspüren könnte, dazu die quälende Mühle aller Gedanken. Wenn sie schon am hellen Tag kaum wegzuwischen waren, wie würde es erst in der Nacht werden: „Aber Du bist bei mir, Herr Jesus, auch in der Nacht!“

Als ein freundliches Handzeichen seines treuen Herrn, öffnete sich nach einer schier undurchdringlichen Hecke von Dornen und Schlinggewächsen eine weite Lichtung. Mit hohen Sprüngen setzten zwei Rehe über das kniehohe Gras und verschwanden im angrenzenden Hochwald. Wulf warf sich in das Gras, legte die Lanze griffbereit neben sich und blinzelte in die Sonne. Wie er es kaum je zuvor gespürt hatte, freute er sich seines Lebens. Eines Lebens, das vor einigen Stunden noch am seidenen Faden gehangen hatte.

Wulf schaute auf die schlanken Stämme einiger Kiefern, durch dessen Kronen die schräg stehende Sonne ihr Licht filterte. Tausende und abertausende Mücken tanzten in dem flirrenden Gold und freuten sich ihres kurzen Lebens. Kurzen Lebens! Wäre es ihm anders gegangen, wenn Rubertus seinen bösen Plan verwirklicht hätte? Ohne Skrupel hätte ihm der Hirte auf brutale Art das Leben durch einen Meuchelmord verkürzt.

Nach der Lichtung, die Wulf nach längerer Pause zuversichtlich überquert hatte, begann ein zunächst sanft ansteigender Hang. Nach und nach aber wurde er steiler. Dicke, schorfige Bäume lagen kreuz und quer, so wie sie das Alter oder die Herbststürme gefällt hatten. Die Lanze wurfbereit, überkletterte Wulf die Hindernisse. Mühsam, oft auf allen vieren, kroch Wulf dem Kamm des Berges entgegen. Seine Hoffnung, es werde ihm erspart bleiben, noch eine Nacht im Wald zu verbringen, sank immer tiefer. Desto intensiver aber blickte er nach oben. Vielleicht fand er eine Eiche mit Astgabeln, ähnlich wie sein und seiner Freunde Geheimversteck in der Nähe von Moosgrund. Vor wilden Tieren oder umherlungernenden Strolchen aus der Mannschaft des Roten Grafen, war er dann in jedem Fall sicher.

Wie hingewürfelt ragten überall schwere Felsbrocken aus dem ansteigenden Gelände. „Wenn sich nur keiner von den Brocken löst“, dachte Wulf, und gelegentlich stocherte er mit der Lanzenspitze unter kleinere Brocken. Fest wie die Hauer eines Ebers hatten sie sich mit dem Boden verbunden. Scharf zeichnete sich der Kamm der Waldes gegen den

leuchtenden Abendhimmel ab. Wulf richtete sich aus seiner gebückten Stellung auf und wischte den Schweiß von seiner Stirn. Er sah das gütige Gesicht des Paters vor sich. Dem würde er am liebsten zuerst begegnen. Wie Fürst Dietrich aussah, wußte er nicht. Den hatte er noch nie persönlich gesehen.

Nur davon gehört, daß er ein treuer Sohn seiner Kirche sei. Wie auch immer, der Pater würde ihm seine unglaubliche Geschichte wohl eher abnehmen.

Schon um ihrer gemeinsamen Bruderschaft willen, die ihm Pater Franziskus nach jenem langen Gespräch zugesichert hatte. „Lieber Wulf“, hatte er gesagt, „nun sind wir durch Jesus Christus Brüder, so wie es der Herr Seinen Jüngern gesagt hat. ‚Einer ist euer Meister, ihr aber seid Brüder.‘“

„Daran werde ich Pater Franziskus erinnern“, sprach Wulf sich Mut zu, „wenn er meine Geschichte nicht glauben will.“ Zunächst aber geschah, was Wulf in diesem Augenblick nicht fassen konnte. Mit neuer Kraft, die Lanze vor sich herschiebend, robbte er auf den Rand des Bergkammes zu. Dann richtete er sich auf. Vor ihm breitete sich ein weites grünes Land aus. Am fernen Horizont, im Dunst verschwimmend, zitterte die sinkende Sonne in roter Glut.

„Noch nie gesehen, dieses Land!“ murmelte Wulf und rieb über seine Augen. Weite abgeerntete Felder breiteten sich vor ihm aus. Dahinter eine Mauer bunten Laubes, halbhohle Büsche oder Sträucher, die er von Moosgrund her nicht kannte.

Wulf hielt seine rechte Hand wie ein Schild über beide Augen. Zu seiner Linken zog sich der Wald in einem weiten Bogen bis ins Tal hinunter. Dagegen schien er zu seiner Rechten bis in den Himmel hinauf zu steigen. „Mein Gott, Schlangenfels! Burg Schlangenfels!“ Wie gebannt schaute er nach rechts und sah den Bergfried über die Wipfel der hohen Bäume ragen. Aber das war doch unmöglich. Er war doch schon auf Schlangenfels gewesen. Und von der Ringmauer aus sah man nur Wälder, soweit die Blicke auch schweiften. Wulf umklammerte den Schaft seiner Lanze und lief den Abhang hinunter. Tief hinein in das abgeerntete Feld. Hier blieb er stehen. Gewaltig ragte der Bergfried in den hellen Himmel. Die Außenmauer der Burg warf einen weiten Schatten den Bergkegel hinab. „Es ist nicht Schlangenfels.“ Wulf faßte mit seiner rechten Hand auf sein pochendes Herz. „Es ist nicht Schlangenfels!“ schrie er in ganzer Freude heraus. Wie man eine Fessel durchschneidet, so spürte er, wie die Angst aus seinem Herzen wich.

War es aber nicht Schlangenfels, dann konnte es doch nur, Wulf wagte kaum die Folgerung zu ziehen, dann konnte es doch nur Burg Wolfseck sein. Der alte Waldemar hatte sich gerühmt, schon einmal auf Wolfseck gewesen zu sein. Er habe als Mann mittleren Alters einmal den Vater des Roten Grafen nach Wolfseck begleiten dürfen. Ein Vorzug, um den ihn in Moosgrund alle beneidet hätten. Wulf und seine Freunde hatten voller Spannung zugehört. Waldemar konnte mit seinen Geschichten die ganze Schänke unterhalten, aber schon auf Wolfseck gewesen zu sein, das hatte seine besondere Würze.

Schon der Ausblick vom Bergfried lohnt den anstrengendsten Weg. Weit schweifen die Blicke über Rebenhänge, und unten im Tal liegen wie blaue Kinderaugen drei Seen gleichmäßig verteilt. Und gleich einer hellen Straße windet sich ein Fluß durch das weite Tal.

Wie mit Goldfarbe übergossen lag das weite Land vor Wulfs Augen. Die untergehende Sonne spiegelte sich in drei runden Flecken, die wie glühendes Kupfer leuchteten. „Das sind die drei Kinderaugen von denen der alte Waldemar gesprochen hat.“ Wulf gewahrte die langen Schatten, die zusehends in die sonnige Ebene hineinkrochen. Schon verglühte einer von den drei Lichtpunkten und bestätigte, was der alte Waldemar erzählt hatte. Es war ein Riesenteich, umsäumt von hohen Pappeln. Unendlich nah, fast zum Greifen, ragte der Bergfried von Burg Wolfseck herüber. Wulf stieß seine Lanze in den weichen Ackerboden. Er fühlte sich müde zum Umfallen, dazu plagte ihn ein entsetzlicher Durst, der den Hunger zuerst einmal verdrängte. Sehnsüchtig schaute er zur Burg hinauf. Er kalkulierte, indem er ausgiebig gähnte, daß er die Burg in höchstens drei bis vier Stunden erreichen könnte. Vorausgesetzt, er fände eine Quelle und etwas zu beißen. Seine Erlebnisse der vergangenen Nacht malten ihm einige Bilder vor, die seiner Phantasie entsprangen, aber schneller als gedacht, sich äußerst handgreiflich verwirklichen konnten. War es so unwahrscheinlich, daß ihn einer oder mehrere Mannen des Fürsten Dietrich schnappen und als Spion festnehmen konnten? Wulf rieselte es eiskalt über den Rücken.

Hier galt es zu handeln und das hieß in seiner Lage, schön abzuwarten. Abzuwarten bis die Sonne wieder aufging. Wo aber sollte er hin, bevor sie unterging und sich die Nacht über das Land senkte.

Eines seiner Gebete hatte Jesus wunderbar erhört. Wulf brauchte die kommende Nacht nicht in den Wäldern verbringen. Wie sein Herr ihm auch den Tisch deckte, ihm Durst und Hunger stillte, das sollte er wenige Minuten später erfahren. Die Lanze in seiner rechten Hand wippte, als er über das Stoppelfeld lief.

Die Hecke goldgelben Laubes, die ihm vom Waldrand her wie eine Art wilder Sträucher vorgekommen war, entpuppte sich als ein Rebenhang, der sich stufenartig nach unten zog und in einer ausgedehnten Wiese endete. Lockend, im wahrsten Sinn zum Greifen nah, hingen saftige Trauben und forderten Wulf auf, an dem gedeckten Tisch seines unsichtbaren Herrn, kräftig zuzulangen.

## 17. Fürst Dietrich von Wolfseck



**W**ulf lag mit verschränkten Armen auf dem Rücken und blickte durch das Mauerloch auf die silberne Scheibe des Mondes.

Am unteren Ende des Weinberges hatte er diesen Unterschlupf gefunden. Ein Quadrat aufgetürmter Bruchsteine, darüber einige trockene Tierfelle, die in der Mitte schon aufgesprungen waren. Wulf dankte seinem Herrn und jenem Weinbergarbeiter, der diesen Unterschlupf gegen Regen und Kälte errichtet hatte. Seine Lanze hatte er in einen Haufen Rebenblätter gesteckt. Immerhin war seine Herberge so klein, daß er sie darin nicht unterbrachte. Über seinem Dankgebet, das eigentlich nur ein müdes Seufzen war, schlief er tief und fest ein. Offensichtlich hatte ihn das aufdringliche Licht des Mondes aus tiefem Schlaf geweckt. Oder war es ein Geräusch gewesen? Wulf richtete sich auf und griff neben sich. „Die Lanze, wo ist denn ... Ach so, die hab ich ja nicht mit in das Loch genommen.“

Wie spät mochte es wohl sein? Wulf krabbelte an den Ausgang und blickte hinaus. Die Blätter der Reben sahen aus, als hätte sie jemand in Silber getaucht. Wulf kroch unter den Rebstöcken hervor und durchwühlte den Haufen fauliger Rebenblätter.

Er zog die Lanze heraus, und seine Finger streiften feuchtes Stroh und Blätter von dem schlangen-

dicken Holz. Er setzte sich auf die Bruchsteinmauer, die den Weinberg von der Wiese abgrenzte.

Unternehmungslustig ließ er seine Beine baumeln. Seine Finger glitten das Holz hinab. Er fühlte die stahlharte Spitze. Die hätte ihn wie morsches Holz durchbohrt, wenn, ja wenn er dem tödlichen Wurf des Hirten nicht ausgewichen wäre. Ausgewichen! Wer aber hatte ihn im Bruchteil eines Herzschlages so schnell handeln lassen? Wulf hörte sein verzweifertes Wimmern: „Bist du übergeschnappt, Rubertus?“

Er sah die tückisch zusammengekniffenen Augen des Hirten und hörte dessen mitleidslose Stimme: „Nie so nüchtern gewesen, wie heute.“

Unabstellbares Mühlenrad der Gedanken. Wulf drückte sich von der Mauer ab und sprang ins taufeuchte Gras. Er umklammerte seine Lanze und stapfte los. Der Mond hielt ihm seine silberne Laterne hin. Über dem nahen Wald standen blasse Sterne. Wie ein Schatten, aber doch zu sehen, der Bergfried von Burg Wolfseck. Wulf lief schräg über die Wiese, dem Tal entgegen. Irgendwo, hinter dem Fluß oder davor, müßte eine Straße zur Burg führen. Und dann? Wulf stellte sich die Begegnung mit Fürst Dietrich von Wolfseck vor. Begegnung! Er erinnerte sich der Tagelöhner und Waldbauern, wie sie sich unter den hellen Augen von Graf Leopold gewunden hatten. Nur stockend und stotternd, als seien ihnen die Worte geraubt worden, versuchten sie ihrem Brotherrn zu antworten. „Und mir wird es kein bißchen anders gehen. Wenn er mich über-

haupt anhört.“ Und was würde er zu hören bekommen? Wieder drängte sich die Stimme des Hirten dazwischen. Er sah, wie der Hirte seine Stirn massiert hatte und dann antwortete: „Außer mir wird sie kein anderer glauben.“

Und Beweise, die fehlten ihm. Wulf fühlte den Schaft seiner Lanze, den er nur mühsam umspannen konnte. Könnte das Fürst Dietrich nicht überzeugen? Welcher Sperling brütete schon ein Hühner-  
ei aus? Wulf lachte vor sich hin, aber als Beweis taugte dieses treffende Bild nicht.

Die Wiese dehnte sich endlos. Wulf strich durch das hohe, taunasse Gras. Längst hatte das Wasser seine alten Schlappen aus Schafsleder vollgesogen. Auch seine Hose, die ihm seine Mutter aus einem geflickten Rock zurechtgeschneidert hatte, war zum Auswinden. Endlich tauchten aus dem silbrigen Nebel mannshohe Büsche auf. Das Gras wucherte höher und wurde noch zäher. Wulf lauschte und blickte sich nach allen Seiten um. Am östlichen Horizont lagerte ein fahler Streifen. Ein neuer Tag, der die Sonne wieder aufgehen ließ. Aber noch war es empfindlich kalt. Aus den Büschen tönte der erste Vogelruf. Da war aber noch ein Geräusch. Vertraut und wie ein Gruß aus Moosgrund, rauschendes Wasser eines dahinströmenden Flusses.

Er sprang wie ein Reh mit einigen Sätzen auf die Buschgrenze zu. Noch verbargen ihm die hohen Sträucher, was er mit seinen Ohren bereits hörte. Er bog einige Zweige auseinander. In den dahinplätschernden Wellen spiegelte sich die verzerrte Mondscheibe.

Wulf wußte, daß er sich nach rechts halten mußte, um die Straße nach Burg Wolfseck zu erreichen. Er rechnete damit, ähnlich wie es bei Burg Schlangenfels war, vor dem Aufstieg zur Burg ein Dorf oder zumindest einige Wirtschaftsgebäude vorzufinden.

Inzwischen verblaßte der aufdringliche Schein des Mondes, dafür breitete sich am Horizont das Licht des neuen Tages aus. Wulf stellte sich vor, dem Fürsten Dietrich von Wolfseck zu begegnen. Und es war verrückt, einfach verrückt, damit zu rechnen, der hohe Herr oder irgendeiner von den Rittern würden ihm seine Geschichte glauben. Warum also dem Burgherrn von Wolfseck überhaupt unter die Augen treten? Es war wohl die Angst, ein heraufziehender Kaufmannszug könne in der Bärensenke eine tödliche Begegnung mit dem Roten Grafen haben. Und keiner außer ihm selbst, kannte die Räuber.

Das war es wohl! Während Wulf in den erwachenden Morgen hineinlief, schälten sich die Bilder der vergangenen Stunden plastisch heraus. Immer wieder der Blickwechsel zwischen ihm und dem Hirten.

Wie sie in der Höhle voreinander gestanden hatten, Rubertus die mörderische Lanze in seiner Hand und wie er, Wulf, schrittweise zurückgewichen war. Bleich an die Wand gelehnt, den Todesstoß erwartend. Und dann hatte er den losen Felsbrocken mit den Fingerspitzen gefühlt.

Einige Stunden später saß Wulf zwischen zwei Torwächtern der Burg Wolfseck und erzählte ihnen,

was er erlebt hatte. Sie hatten ihn den steilen Weg heraufkommen sehen, und einer von ihnen ging ihm auf der Zugbrücke entgegen. Etwas spöttisch auf die gewaltige Lanze zeigend, fragte er, was er denn zu dieser frühen Stunde auf Wolfseck wolle. Wenn er Hunger habe, dann hätte man das unten in den Wirtschaftsgebäuden schon besorgen können. Darin hatte Wulf richtig vermutet. Zwischen zwei Waldrücken eingekeilt, zog sich ein Dorf bis an den Burghügel. Im Schatten einiger rissiger, uralter Linden kauerten einige flache Wirtschaftsgebäude. „Hunger hab ich schon“, gab Wulf zu, aber ganz dringend sei es, daß man ihn vor Fürst Dietrich bringe. Der Ritter in seiner glänzenden Rüstung lachte schallend und drehte sich nach dem zweiten Torwächter um: „Denk dir nur, das Bürschchen will Fürst Dietrich sprechen.“ „Der wird sich aber freuen!“ Beide grölten. Wulf stieß seine Lanze empört in die starken Bohlen der Zugbrücke.

„Es ist überhaupt nicht zum Lachen“, ereiferte sich er sich, „in Moosgrund ist etwas Schreckliches geschehen.“ Obwohl er vor diesen Männern tapfer sein wollte, begann er plötzlich haltlos zu schluchzen.

„Na, na, Junge!“ Er fühlte die Hand des Burgwächters auf seiner Schulter. „Moosgrund. Sind doch die paar Häuser, nahe der Burg Schlangenfels, wenn ich mich nicht irre.“

Wulf schaute den andern an. Seine Bemerkung mußte den Torwächter wie ein Keulenschlag treffen. Er stieß seinen Satz heraus, so wie ein Habicht eine

gurrende Wildtaube überrascht: „Graf Leopold überfällt mit seinen Raubrittern Kaufmannszüge!“

Für Sekunden schien sein Gegenüber zu erstarren, dann zog er seine dunklen Augenbrauen drohend zusammen: „Wenn du mit einer Gruppe Gauklern die Leute unterhalten willst, dann versuch es unten bei den Tagelöhnern.“ Bevor Wulf antworten konnte, schrie der Mann, indem er sich nach dem zweiten Wächter umdrehte, mit überschnappender Stimme: „Komm schnell runter, Benno, dazu gehören vier Ohren, so etwas Ungeheuerliches hören zu müssen.“ Der andere nickte kurz von dem Wehrgang aus. Indessen fühlte sich Wulf von den Blicken seines Gegenübers durchbohrt. „Fürst Dietrich willst du sprechen? Wenn du ihm sagst, was du mir zu sagen wagst, fürchte ich, wird es dein letztes Gespräch sein.“ „Aber ich schwöre es, bei Gott, ich habe es selbst gesehen!“

Indessen polterte der zweite über die Bohlen der Zugbrücke. „Was hast du selbst gesehen?“ Der andere Wächter platzte heraus, bevor Wulf antworten konnte. „Daß unser hochverehrter Graf Leopold ein gemeiner Raubritter sein soll. Einer der treuesten Knapen, der bei Fürst Dietrich je in Diensten stand.“

„Davon weiß ich nichts!“ Wulf senkte vor den beiden seine Blicke: „Nur eines hab ich gewußt, daß es mir keiner glauben wird. Pater Franziskus nicht, auch nicht Fürst Dietrich!“ „Und wir auch nicht!“ fiel ihm der mit Benno Gerufene trocken ins Wort.

„Aber es ist wahr.“ Wulf ergriff den Schaft seiner Lanze. Er zeigte auf seine rechte Hand. „Ich kann

sie doch kaum umspannen. Es ist die Lanze von dem Hirten Rubertus aus Moosgrund.“ Beide sahen sich an. „Immerhin, wie du zu solch einem Baum kommst, hat uns schon von weitem belustigt.“ „Ich schwöre bei Gott, daß ich die ganze Wahrheit sage.“

Wulf sah die Ratlosigkeit in den Augen der beiden Männer. Doch leider nur für Sekunden. „Bei Gott schwören. Wichtig willst du dich machen!“ „Nein, nein, ich sage die Wahrheit. Der Rote Graf hat einen Kaufmannszug bei der Bärensenke überfallen.“ Beide Männer schauten sich an. Ihre Blicke verhießen nichts Gutes. Wulf wich ein paar Schritte zurück.

„Vielleicht redet er im Fieber“, sagte Benno und griff Wulf an die gerötete Stirn. Wulf schüttelte seinen Kopf: „Die Hitze kommt nicht durchs Fieber, sondern weil mir keiner glaubt.“ Er schaute beide nacheinander mit seinen hellen klaren Augen an. „Wenn er lügt, dann versteht er sein Handwerk“, gab einer der beiden zu.

„So laßt mich doch erst berichten und sprecht dann ein Urteil!“ Die zwei lächelten verwundert. Woher nahm dieser Bauernjunge die gepflegte Sprache und woher seinen Mut? „Gut, einverstanden, wir sind bereit, dich anzuhören.“

Auf einer steilen Treppe, die hinauf zum Wehrgang führte, setzten sie sich beide hin und nahmen ihn in die Mitte. „Wer bei Gott schwört, muß wissen, was er sagt.“ Wulf hielt seine Hand aufs Herz: „Bei meiner lieben Mutter, die in diesem Jahr gestorben ist, schwöre ich, nichts ist davon erlogen.“ Zunächst

stockend, in abgerissenen Sätzen, begann Wulf zu berichten. Beide schauten sich an, als er von der einsamen Waldhütte und dem Höhlenlabyrinth sprach. „Und du würdest die Hütte wiederfinden?“ unterbrach ihn einer. Wulf atmete befreit heraus. Gott sei Dank, daß sie willens waren, ihm zu glauben. Die aufsteigende Angst in seinen Augen, als er sein Erleben in der Höhle schilderte, die grausige Verwandlung des Hirten und sein gezielter Pfeil, ließen einen der beiden nicht mehr ruhig auf seiner Holzstufe. „Wenn das stimmt, dann ...“, er schüttelte seinen Kopf. „Es stimmt. Mein Bogen wird noch an der gleichen Stelle liegen“, versicherte Wulf.

Ohne ihn noch einmal zu unterbrechen, hörten sich die beiden Männer die abenteuerliche Geschichte an, wechselten aber gelegentlich Blicke untereinander.

Indessen sprach Wulf weiter: „Weil ich doch die Fackel hatte, spielte ich mit dem Gedanken, dem andern durch die Nacht, einfach davonzulaufen.“ „Warum das?“ fragte einer der Burgwächter. „Du hattest die Lanze, er lief vor dir her, und zudem war er durch den Pfeil verwundet.“ „Trotzdem“, Wulf hielt seine rechte Hand hoch über seinen Kopf. „Solch ein Brocken war das, wenn nicht noch größer. Außerdem lagen überall Felsstücke, mit denen er ...“ „Wie du den in der Höhle plötzlich in der Hand hattest“, unterbrach ihn einer der Männer. Wulf nickte mit dem Kopf. „Was dann geschah, hab ich ja schon am Anfang gesagt.“ „Schon, schon“, antworteten beide wie aus einem Munde, dann überlegte der jüngere der beiden: „Auch wenn

es schier nicht zu glauben ist, so scheint solch eine Geschichte eher erlebt, als erfunden zu sein. Sonst müßte der Bursche eine Phantasie haben ...“ Beide blickten zu dem Rundbogen des Burgtors hinauf, aus dessen langem, düsteren Gang schwere Schritte hallten.

In Wulfs Augen blitzte Angst auf. Die beiden sahen es nicht, sondern blickten zum Burgtor hinauf.

Unvermittelt, ohne Wulfs Geschichte bis zum Ende anzuhören, schaute ihn der älteste Wächter aus schmalen Augenschlitzen an. Blicke, die durch und durch gingen: „Kannst du es bei allen Heiligen beschwören, daß es Graf Leopold war? Fürst Dietrich versteht in solchen Sachen keinen Spaß und auch wir nicht.“ „Ich schwöre es bei Gott!“ sagte Wulf und schluckte, als müsse er an seiner eigenen Spucke ersticken. Die beiden Männer sahen sich an. Indessen kamen zwei Ritter in glänzenden Rüstungen aus dem Rundbogen des Burgtores heraus. Benos Gestalt streckte sich. Einer mußte diese märchenhafte Geschichte ja vor die Ohren des Fürsten bringen.

Fürst Dietrich war in denkbar schlechtester Laune. Wie ein krankes Tier kauerte er in seinem mächtigen Holzstuhl, über dessen Lehne ein Samttuch gebreitet war und hörte sich die Nachricht einer seiner Männer an: „Warum hast du die Nachricht nicht gestern abend gebracht? Und warum habe ich diese Hiobsbotschaft nicht durch Graf Leopold erfahren?“ Der Mann stand geknickt vor seinem Brotherrn und dienerte in gewohntem Gehorsam: „Es

könnte gegen seine Ehre gehen.“ Fürst Dietrich verstand nicht ganz: „Wie meinst du das?“ „Euch von dem Raubüberfall zu berichten, dabei aber keinen dieser Räuber gefangen zu haben.“ „Hm, hm, so meinst du es. Ziemlich einleuchtend“, das andere murmelte er sich nur in den Bart, „aber doch irgendwie schwindendes Vertrauen zwischen mir und dem Roten Grafen.“

„Und es ist schon einige Wochen her?“ bemerkte Fürst Dietrich. „So sagte es der Kaufmann. Er hat davon auch nur zufällig in Waldemars Schänke erfahren. Die in Moosgrund, wo viele Menschen absteigen.“ „Ist mir bekannt.“ Der Fürst stützte seinen linken Ellenbogen auf die Tischplatte und stützte seine Kinnspitze darauf ab. Das hieß für den andern, daß er gehen könne. Vor dem Rittersaal begegnete ihm der Burgwächter Benno. „Du hast doch nicht etwa eine Nachricht für Fürst Dietrich?“ „Allerdings.“ Der andere grinste sarkastisch. „Dann wünsch dir nur, daß kein Trinkbecher in Wurfnähe steht.“ Benno wurde blaß. Bei seiner unglaublichen Botschaft kam nicht allein ein Fürst auf den Gedanken, einen Becher zu schleudern.

Vor der schweren Eichentür, die in den Rittersaal führte, blieb er abwartend stehen. Seltsam, den klaren Augen dieses Jungen aus Moosgrund, war eine so erlogene Geschichte nicht zuzutrauen. Aber sie nun so ganz verbal vor dem Fürsten abrollen zu lassen? Wer konnte das riskieren? Diese Kastanien wollte er nicht allein aus dem Feuer holen. Er wandte sich von der Tür ab. „Jetzt noch nicht, heute noch nicht!“

Eiskalt fuhr es ihm den Rücken hinunter, als er hinter sich eine Stimme hörte. Nicht eine, sondern die unverkennbare seines Burgherrn. „Heh, heh!“ Benno fuhr herum. Er sah Fürst Dietrichs hohe Gestalt in der geöffneten Tür stehen. Zögernd, sich alle paar Schritte verbeugend, ging er dem andern entgegen. „Hast du etwa auch noch eine Hiobsbotschaft?“ „Ich denke nicht, Herr“, sagte er. „Na, dann bin ich gewillt, dich gnädig anzuhören. Vorausgesetzt, du willst mir etwas sagen.“ Der Fürst lächelte. Er ging dem andern voran. Benno blickte auf dessen breiten Rücken und auf die leicht angegrauten, schulterlangen Haare des Fürsten.

Während sich Fürst Dietrich hinter dem schweren Tisch verschanzte, blieb Benno hinter der Tischplatte stehen. Ein Trinkbecher war für sein Gegenüber zum Glück nicht greifbar.

Benno überlegte, wie er beginnen sollte. Fürst Dietrich ermöglichte ihm mit einer einleitenden Bemerkung, daß er sich selbst eine lange Einleitung sparen konnte: „Hat es etwas mit Moosgrund und dem Überfall auf eine Kaufmannskarawane zu tun?“ Beinahe hätte sich der schlichte Burgwächter bekreuzigt. Abergläubische Furcht in seinen Augen, schaute er sein Gegenüber an: „Es ist so, Herr.“ Sich seines und seines Kollegen ungläubigen Erstauens erinnernd, und ihrer Reaktion, hielt er es für geraten, nicht in einem einzigen Satz mit seiner Wahrheit herauszuplatzen. Fürst Dietrich bemerkte Bennos Zögern. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen: „Brauchst du eine Brieftaube für deine Nachricht?“

„Nein, Herr, nur ist sie so ungeheuerlich, daß ich Euern Zorn fürchte.“ „Rede, ich werde ihn wohl zu zähmen wissen.“ „Dann hört, Fürst Dietrich. Graf Leopold von Schlangenfels hat den Kaufmannszug bei der Bärensenke überfallen!“ Todeskandidat! durchfuhr es den Burgwächter, als er in die Augen seines Fürsten blickte.

Sie loderten in einem ungezügelter Feuer. Er erhob sich, indem er den schweren Stuhl mit einem Ruck nach hinten stieß, in seiner ganzen Größe. Groß als Gebieter über Leben und Tod und in seiner menschlichen Gestalt. „Bist du von allen guten Geistern verlassen! Du wagst es, du wagst es!“ schrie er mit aller Kraft. Er holte Luft und schien nach Worten zu suchen, um diese Nachricht recht zu erfassen. Benno perlte kalter Schweiß auf der Stirn.

Dann aber trat er noch ein paar Schritte an den Tisch heran: „Herr, gebt mir nur fünf Minuten Zeit, meine Geschichte der Reihe nach zu erzählen. Dann mögt Ihr mich dem Henker übergeben, daß er mit mir tue, was nur rechtens wäre.“ Fürst Dietrich glaubte, sich zu verheeren. Und doch, er zollte diesem jungen Burgwächter seine heimliche Bewunderung. „Es sei denn, Benno.“ Er nannte seinen treuen Burgwächter beim Namen: „Ich gebe dir sogar zehn Minuten, deinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen.“ Inzwischen hatte sich die Tür geöffnet und drei Ritter standen abwartend auf der Schwelle zum Rittersaal. Der Fürst winkte sie heran, seine drei vertrautesten Ritter.

„Ihr kommt mir wie hergeschrien“, sagte er mit aufblitzendem Humor in Augen und Stimme. „Burg-

wächter Benno hat eine Nachricht zu überbringen, die man besser sitzend anhört.“ Er zeigte auf eine Reihe Stühle unter der massiven Tischplatte. Die drei Ritter kamen heran und zogen die Stühle hervor. Sie setzten sich hin. In ihren Bewegungen beinahe wie Marionetten. Auch ihre Blicke schienen zu erstarren, als sie ihn ins Visier nahmen. „Wir hören!“ holte ihn die Stimme Fürst Dietrichs in seine Wirklichkeit. „Er ist noch unten, der Junge aus Moosgrund. Wir haben ihn für verrückt gehalten. Er ist noch unten bei Gregor“, wiederholte der Burgwächter. „Dann hol beide herauf!“ befahl der Fürst. Benno beeilte sich, den Befehl seines Fürsten augenblicklich auszuführen.

Indessen vertraute der Fürst seinen Rittern den unglaublichen Satz an. Er verkürzte ihn etwas und sagte nur: „Graf Leopold überfällt reisende Kaufleute.“ Er hatte von seinen Männern keine andere Reaktion erwartet. Sie schüttelten ihre Köpfe, teils empört, teils mitleidig. „Armer Benno“, sagte einer von ihnen, „verdächtigt einen der treuesten Söhne unserer Kirche. Ausgerechnet den Roten Grafen, ausgerechnet den.“ Immerhin lohnte es sich, den Erfinder solcher Geschichten näher zu betrachten.

Die beiden Wartenden erschrakten nicht schlecht, als Benno sie in den Rittersaal zu holen gedachte. „Kommt doch nicht von mir“, wehrte sich Benno.

„Fürst Dietrich ... und die andern glauben mir einfach nicht.“ „Was für andere?“ Der ältere von den Burgwächtern schaute den jungen Begleiter zwischen ihnen vorwurfsvoll von der Seite an. „Da hast

du uns ja was eingebröckt. Na, dann müssen wir mal!“ Wulf stellte die Lanze an den Treppenaufgang zum Wehrgang hinauf. „Die nimm mal schön mit. Könnte als Beweis unentbehrlich werden.“ Wulf sah den andern fragend an. „Weil wir uns auch darüber gewundert haben, wie du zu diesem Schiffsmasten kommst.“ Fürst Dietrich und die drei Ritter musterten die Eintretenden. Benno rechts, links Gregor und in der Mitte ein bildhübscher Junge von etwa fünf- bis sechzehn Jahren. Alle vier schmunzelten über den Jungen, wie er mit Mühe den Schaft der Lanze umspannt hielt. Benno freute sich. Immerhin ein erster Vorteil, wenn die Ritter und der Fürst schmunzelten.

Die beiden Burgwächter blinzelten dem Jungen zu, er solle für sich selbst sprechen. Unaufgefordert sagte Wulf, und dabei schaute er die hohen Herren der Reihe nach an: „Ich schwöre bei Gott, daß sich alles so zugetragen hat.“ Er begegnete den Blicken des Burgherrn. Die forderten ihn auf, nun endlich zu beginnen.

Wulf griff in seinen verschwitzten Haarschopf und versuchte, ihn ein wenig zu ordnen. Fürst Dietrich beugte sich über die Tischplatte: „Wo kommst du her und wer bist du?“ „Ich komme aus dem Flecken Moosgrund. Mein Name ist Wulf. Könnt Pater Franziskus fragen, der kennt mich genau.“ Für Sekunden trat ein warmer Glanz in die Augen des Burgherrn. „Und nun berichte.“ Wulf erzählte von dem Sterben seiner Mutter, und er sei jetzt froh darüber, nichts von seiner Beobachtung gesagt zu haben. Die beiden Burgwächter schauten sich an. Geschickt,

wie der Kerl vorging. „Von welcher Beobachtung redest du?“ fragte der Fürst. „Was ich selbst nicht fassen konnte. Zwei von den Gestalten kamen mit schwarz verschmierten Gesichtern auf einen Wassertümpel zu. Voller Grauen hatte ich mich in das hohe Farnkraut geworfen. Sie knieten, nur durch ein paar Bäume von mir getrennt, an dem Wasserloch nieder. Ich hätte vor Entsetzen bald geschrien! Einer von ihnen war Graf Leopold ...“ Wulf stockte und sah, wie sich das Gesicht Fürst Dietrichs veränderte. „Und der andere war der Ritter Eberhard, von allen nur der Starke Eber genannt!“ quälte er sich seinen Satz zu Ende. „Das darf doch nicht wahr sein!“ schrie der Fürst mit überschnappender Stimme. Wulf fühlte den Blick eines jungen Ritters auf sich ruhen. Der rückte plötzlich seinen Stuhl nach hinten und wandte sein errötendes Gesicht dem Burgherrn zu.

„Und wenn es wahr ist, Fürst Dietrich? Es ist ungeheuerlich, zugegeben, aber ich glaube, daß der Junge uns nicht belügt.“ Wulf jubelte in seinem Herzen und dankte seinem Herrn. Fürst Dietrich schaute auf seine Vertrauten und auch auf seine beiden Burgwächter. Das Wunder geschah. Einer von den Rittern schlug Fürst Dietrich vor, nachdem Wulf alles berichtet hatte, den gerannten Spuren einfach nachzugehen. Dann habe man doch genug Beweise, oder?

## 18. Der Zweikampf



„Poch, poch, poch.“ Die zwei Männer unterbrachen ihr Würfelspiel und schauten sich an. Sollte der Hirte Rubertus wieder eine Nachricht für Graf Leopold haben? Wieder dröhnten drei dumpfe Schläge an ihre Ohren. Einer von den beiden ließ die drei Würfel in einen Lederbecher gleiten. „Dann wollen wir den Gast mal begrüßen.“

Sie standen auf und näherten sich der quadratischen Platte, die dunkel aus einem Rasenstück herausleuchtete. „Entweder ist es einer unserer Männer oder der Hirte aus Moosgrund.“ „Unser Eichelhäher, wie ihn Graf Leopold einmal genannt hat.“ „Eben, der Graf hat uns ja auch geboten, auf dieses Klopfszeichen zu achten. Dreimal, so war es doch abgesprochen.“ Sie beugten sich über die Platte und zogen gemeinsam an dem geschmiedeten eisernen Ring. Knarrend löste sich das Quadrat aus dem Boden. Sie beugten sich über den Rand und blickten in den schmalen Gang hinunter. „Rubertus!“ rief einer der Wächter und erwartete jeden Augenblick den Stiernacken des bulligen Hirten. „Na, wo bleibst du denn?“ rief er ungeduldig. Alles andere ging unheimlich schnell. Mit erhobener Lanze sprang eine Gestalt aus dem dunklen Gang auf die breite Holzstufe. Die beiden Wächter erstarrten vor Schreck und prallten entsetzt zurück. „Die geringste Bewegung und ihr seid tot“, zischte eine Stimme. Ohne Gegenwehr ließen sie sich festnehmen. Erst als sie die Lederknebel zwischen ihren Zähnen

spürten, erinnerten sie sich ihrer Aufgabe, nämlich die Mitgenossen zu warnen. Zu spät. Ihr Entsetzen steigerte sich, als sie die Eindringlinge erkannten. „Fürst Dietrich von Wolfseck“, nuschelten sie mit ihren Knebeln im Mund. Dieser gab halblaut einige Befehle. Den beiden Wächtern wurden mit festen Lederriemen beide Hände auf den Rücken gefesselt.

In ihren Blicken lag blanke, irre Angst.

Fürst Dietrich hatte den Rat seines Ritters ernstgenommen, dem blonden Jungen zu vertrauen und zunächst einmal zu prüfen, ob es sich so verhielte, wie Wulf es geschildert hatte. Nach einem kräftigen Frühstück, das in Wulf alle Lebensgeister weckte, waren sie als eine gepanzerte Schar den Burgberg hinabgeritten. Wulf, des Reitens nicht kundig, saß hinter dem jungen Ritter, der so für ihn eingetreten war. Sie waren schon einige Stunden unterwegs, als aus einem Seitental der breite Fluß strömte, der sie zur Bärensenke führte. „Hier kenne ich mich aus!“ rief Wulf mit seiner hellen Stimme. Einige Ritter blieben nahe der Bärensenke mit den Pferden zurück, während der größte Teil von ihnen, mit Lanzen und Schwertern versehen, in den Wald eindrangen.

Wulf stolperte ihnen voran. Er erinnerte sich der klammernden Schlinggewächse, die den Boden entlangkrochen, aber die man jetzt bei Tageslicht anders umgehen oder ihnen ausweichen konnte, als es bei dem trüben Licht der Fackel möglich gewesen war. Außerdem war der Hirte ihm immer einige Schritte vorausgestolpert. Mit Schauern gedachte

Wulf jener Nachtstunden. Schon kroch in Wulf langsam die Angst herauf, er könne die Hütte nicht mehr wiederfinden; denn immerhin war sie für seine Glaubwürdigkeit der erste und beste Beweis. Auf Tuchfühlung nahe, lief Fürst Dietrich an Wulfs Seite.

Das zähe Unterholz wurde weniger, und vereinzelt tauchten Steinbrocken auf. Nun begannen die Mulden mit den glänzenden Pfützen. Hinter einer Biegung tauchten die beiden Felsblöcke auf, die miteinander verwachsen schienen. Wulf hörte die Stimme des Hirten und wie er mit seiner Lanze zu ihnen hingedeutet hatte. „Das sind zwei Felsen. Seltsam geformt, aber eben dadurch kann man sie sich gut merken.“ Wulf wunderte sich, wie er sich jeden Satz des Hirten gemerkt hatte. Zaghafte berührte er den Arm des Burgherrn: „Noch ein Pfeilschuß, Herr, dann sehen wir die Hütte stehen!“

Schon während sie durch den Wald gestreift waren, zweifelten nur noch die wenigsten Männer an dem phantastischen Bericht des Jungen. Jetzt aber, als die Hütte auftauchte, war auch der letzte von ihnen überzeugt. Bevor sie Wulf auf das Dach hoben, damit er durch das Eulenloch sich in das Innere hinablasse, wickelten sie einige frisch getränkte Fackeln aus einem groben Tuch. „So, nun ans Werk“, sagte der Fürst. „Möge Gott uns alles gelingen lassen!“

Mit Schauern hatte sich Wulf in dem dunklen Gang der schrecklichen Augenblicke erinnert, in denen sein Leben kein Pfifferling mehr wert war. Jesus selbst, sein treuer Herr, hatte ihn auf wunderbare

Weise bewahrt. Sein Bogen lag noch an der gleichen Stelle. Fürst Dietrich strich dem Jungen über dessen blonden Schopf: „Junge, wir glauben dir.“

Gleichwohl wollte Fürst Dietrich sich unumstößlich vergewissern, als er einen der Gefesselten in dessen flackernde Augen sah und unvermittelt fragte: „Wer hat euch bei eurer Ritterlehre dazu verführt, zu gemeinen Räubern zu werden?“ Der so Gefragte wick den Blicken des andern aus. „Ich verstehe es jetzt selbst nicht, Herr, aber wir hatten es untereinander geschworen, unser böses Handwerk wie ein Grab in uns zu verschließen. Nun gab es doch einen Verräter unter uns.“ „Unser böses Handwerk“, wiederholte der Fürst, und schüttelte seinen Kopf. Wie unberechenbar waren doch die Menschen. Jedem anderen hätte er es zugetraut, den Weg edler Tugend zu verlassen, nur nicht dem Grafen Leopold von Schlangenfels.

Er zog sein Schwert und forderte die Männer auf, ihm zu folgen. Als letzter schloß Wulf sich den Männern an. Er nahm einen Pfeil aus dem Köcher und legte ihn auf die Sehne seines Bogens.

Graf Leopold hatte für die kommenden Stunden und die Nacht hindurch ein Fest geplant. Ein Freudenfest; denn sie hatten überreiche Beute gemacht.

Und Graf Leopold hoffte, daß der reiche Kaufherr aus Aachen zusätzlich noch eine Summe Lösegeld einbringen würde. Er hatte sich schon seine Gedanken gemacht, die Gefangenen an einem neutralen Platz gegen klingendes Gold einzutauschen.

Wenn sie nach dem stinkenden Kerker in seiner Burg ihre Freiheit witterten, würden sie alles bezahlen. Sein Freund, der Starke Eber, unterstützte seine Gedanken und beide hatten sich grinsend die Hände gerieben. Auch jetzt stand der Rote Graf neben seinem Freund und Jochgenossen, gutgelaunt auf einige Knechte schauend, die gerade eine lange Festtafel in den Saal trugen. Etliche Diener steckten neue Kerzen auf die massiven Leuchter, streuten Rosenblätter auf die Tischplatte, während wieder andere dickbauchige Krüge voll köstlichem Wein auf den Tisch stellten.

Das Fest konnte beginnen. Und es begann. Aber anders als es die Veranstalter geplant und gedacht hatten. Durch die geöffnete Eingangstür zum großen Burgsaal drangen Männer in glänzenden Rüstungen herein. Allen voran die hohe Gestalt des Fürsten, Dietrich von Wolfseck. Der Rote Graf und Ritter Eberhard erbleichten zu Mumien. „Verrat!“ gellte die Stimme Graf Leopolds durch den Saal. Die Raubritter in ihren samtenen Festgewändern und einige junge Frauen liefen schreiend durcheinander. Sie wurden von den eindringenden Männern in der Mitte des Saales zusammengetrieben.

Dunkelrot floß das Licht der untergehenden Sonne in breiten Streifen durch die Bogenfenster des Saales.

Graf Leopold erkannte, daß sie gegen die bewaffneten Ritter des Fürsten keine Chance hatten. Wie leichtfertig, sich in weiche Festgewänder zu hüllen und das Schwert liegen zu lassen. Und eben in diesem Augenblick, vom Schwert im Stich gelassen zu

sein. In der allgemeinen Verwirrung suchte der Graf die Blicke einer bildhübschen blonden Frau.

Ihre Blicke forderten ihn heraus. „Wollt ihr euch ohne Gegenwehr wie eine Herde zusammengetriebener Schafe einfach abschlachten lassen?“ Obwohl von Abschlachten keine Rede war, jedoch wurde er unter ihren Blicken feuerrot. Nicht allein seine sorgsam frisierte Pagenfrisur war eine einzige Flamme, auch sein ganzes Gesicht brannte wie ein Feuermal.

Mutig löste er sich von der Seite seines Freundes und schritt langsam auf Fürst Dietrich zu. Verächtlich schaute er seinem Lehnsherrn in die Augen und dann, für keinen zu übersehen, auf das gezückte Schwert des andern. In seinen tückischen Blicken blitzten Hohn und Überlegenheit: „Ein feiner Held, mein Lehnsherr. So läßt es sich Siege feiern, wenn man mit seinem Schwert einem Wehrlosen gegenübertritt.“

Graf Leopold sprach laut und langsam, damit ihn alle im Saal verstehen konnten. Während er mit innerem Wohlbehagen das Gesicht seines Gegenübers fixierte, der offensichtlich vom Hohn seiner Worte bis in die Tiefe getroffen war, schoß ihm ein Gedanke durch sein Hirn. Wer mochte sie verraten haben? Hatte vielleicht der goldgierige Hirte ein doppeltes Spiel getrieben? Das jetzt ergründen zu wollen, war müßig. Irgendeiner mußte den Überfall auf die Kaufleute nach Burg Wolfseck gemeldet haben. Aber wer? Indessen standen sich die beiden Männer gegenüber. Fürst Dietrich hatte sein breites Schwert gesenkt.

Der andere grinste boshaft, als wisse er bereits, wie sein nächster Satz den stolzen Fürsten überkochen ließ. Wieder schwebte seine leicht singende Stimme durch den weiten Saal: „Nur einem Narren wie Euch, konnten wir solch ein Theater vorspielen. Aber Ihr seid nicht allein ein Narr, was noch schlimmer ist, Ihr seid auch noch feige.“ Empörtes Raunen auf der Seite der einen, verstecktes Grinsen bei den anderen.

Die Absicht des Roten Grafen gab keinem ein Rätsel auf. Und was er beabsichtigte, gelang ihm. Fürst Dietrich schwollen die Zornesadern auf seiner Stirn.

Er richtete die Schwertspitze gegen das lila Wams des andern. „Stoßt zu, ich habe beide Hände frei!“ höhnte der Graf. „Ein Schwert, für Euch wäre es zu schade. Wie ein rüddiger Hund müßte man Euch erschlagen. Und solch ein gemeiner Räuber wagt es noch, von Ehre zu reden!“ Dabei sahen alle, wie sich das Gesicht des Grafen haßvoll verzerrte. Jetzt aber hatte Fürst Dietrich das Heft in der Hand. Er spuckte sogar verächtlich zur Seite: „Welch eine Schande für Euren aufrichtigen Großvater Rudolf. Und auch für Euren Vater.“ Der Rote Graf schnippte mit seinen ringgeschmückten Fingern: „Stoßt doch endlich zu, Feigling, anstatt Eure Angst hinter nichtssagenden Worten zu verbergen.“ „Gebt diesem Aasgeier sein Schwert!“ befahl Fürst Dietrich, während seine Augen in heißem Zorn loderten.

Trotz seines Zorns erkannte Fürst Dietrich, daß er, der beinahe zwanzig Jahre älter als sein Gegenüber war, nur eine geringe Chance hatte.

Stets vernahm er mit Stolz von verschiedenen Ritterturnieren, wie Graf Leopold sich einen Namen gemacht hatte. Nun stand er diesem geübten Kämpfer gegenüber. Ein Kampf auf Leben oder Tod!

Sowohl der Rote Graf als auch Fürst Dietrich wußten, hier konnte und mußte allein das Schwert entscheiden. Hätte Fürst Dietrich diesen Wegelagerer in den Kerker geworfen, anstatt in einem nahezu ungleichen Kampf den Tod zu riskieren, so wäre es sein gutes Recht gewesen, aber wer gab ihm die Ehre wieder?

Darauf rechnete Graf Leopold. Er selbst hatte keine Ehre mehr zu verlieren. Im höchsten Fall sein verwirktes Leben. Warum seinen verhaßten Feind nicht in den Tod voranschicken, dem er – da machte er sich keine Illusion – auf jeden Fall bald folgen mußte. Er schaute seinem Gegner in die Augen. Überlegen und sich seiner Sache durchaus sicher, höhnte er seine Gedanken laut heraus: „Eure Knie zittern wie das welkende Laub meiner Burglinde!“

Seine Hände umspannten den Griff seines Schwertes, das ihm auf Befehl Fürst Dietrichs ein Knecht geholt hatte. „Ehrlose Ratte!“ zischte die Stimme des Fürsten. Über die Menschen im Saal legte sich beklemmende Stille. Wie durch einen unsichtbaren Befehl traten alle aus der Mitte und drängten sich an die Mauer des Burgsaales.

Die Augen des Roten Grafen glühten in ungezügelmtem Haß. Der Kampf um Leben und Tod begann. Der Rittersaal hallte vom Schwingen und Klingen

der aufeinanderprallenden Schwerter wider. Ritter Eberhard, eingekeilt zwischen zwei Männern des Fürsten, verfolgte den Kampf der beiden. Auch wenn er nicht selbst kämpfte, so führte er jeden Schwertstreich seines Freundes in Gedanken mit. Und es waren Streiche, deren sich der Fürst nur mühsam erwehren konnte. Auf dessen Stirn traten Schweißtropfen, und nur mit Mühe parierte er die wilden Schläge des andern. Zwei Freunde des Fürsten wechselten kurze Blicke. Sollten sie einschreiten und den ungleichen Kampf beenden? Sie wagten es nicht, weil sie ihren stolzen Burgherrn kannten. Lieber verlor er sein Leben, als sich die Ehre nehmen zu lassen.

Seine schmalen Lippen zu einem Strich zusammengekniffen, trieb Graf Leopold seinen Gegner durch den Saal. Über sein Gesicht lief ein teuflisches Grinsen. Wenn sie auch für ihre Untaten mit dem Leben bezahlen mußten, der Fürst aber sollte ihnen vorangehen. Fürst Dietrich wehrte sich verbissen. Er sah die Menschen an der Mauer des Saales wie durch einen Schleier. Nur für eine Sekunde streifte er Wulfs vor Schreck aufgerissenen Augen. Offensichtlich war dieser kurze Blickwechsel zwischen den beiden auch dem Roten Grafen nicht entgangen. Er grinste niederträchtig!

Fürst Dietrich spürte, wie seine Kräfte erlahmten.

Wie Blitze sprangen die Funken von dem sich rasend drehenden Schwert seines Gegners. Bald würde dieser Kampf einen Sieger und einen Toten zurücklassen. Wulf schrie in seinem Herzen zu sei-

nem Herrn, dann aber auch mit seiner hellen Jungenstimme. „Fürst Dietrich! Fürst Dietrich!“

Für einen kurzen Pulsschlag trafen sich die Augen der beiden. Das verzerrte Gesicht des Roten Grafen erstarrte zur Maske. Nur er allein nahm das Aufblitzen in den Blicken des anderen wahr. Als hätten die Schreie des Jungen unsichtbare Kräfte entfesselt, bestimmte der Fürst den Kampf. Nun sprangen von seinem Schwert die Funken wie von einem Feuerstein. Graf Leopold taumelte hinter eine Säule. Nach Atem ringend standen sich die beiden gegenüber. „Der Alte hat wohl nur gespielt“, durchfuhr es die Gedanken des Roten Grafen. Überraschend stürzte er hinter seiner Säule hervor. Fürst Dietrich parierte den Schwertstreich seines Gegners. Flink sprang er zu Seite. Plötzlich eine hohe, kreischende Frauenstimme. Danach, entsetztes Schweigen unter den Raubrittern. Seine ganze Kraft zusammennehmend, hatte Fürst Dietrich dem Roten Grafen das Schwert aus der Faust geschlagen. Klirrend und Funken sprühend, schlitterte es über den Steinboden. Graf Leopold sprang und wollte es neu fassen. Zu spät. Er fühlte die scharfe Schwertspitze an seinen Hals.

„Stoßt zu, Fürst Dietrich!“ schrie einer seiner Ritter voller Grimm. Der Fürst aber schüttelte den Kopf: „Noch nicht, es gibt noch so manches zu erfahren. Aber bindet ihm Hände und Füße und bringt ihn vor mich.“ Aus dem bleichen Gesicht des Roten Grafen traten die Backenknochen heraus. Jeder Tropfen Blut war aus seinem Gesicht gewichen. „Wo habt Ihr die gefangenen Kaufleute?“ fragte der Fürst. Graf Leopold deutete mit einer Kopfbewe-

gung auf einen Mann mittleren Alters. Ein wahrer Hüne von Gestalt, eingekeilt zwischen zwei Männern aus Fürst Dietrichs Truppe.

„Freilassen!“ Der Koloß zitterte, als ihn Fürst Dietrich von oben bis unten musterte. „Sofort die Gefangenen freilassen und sie in den Saal bringen.“

„Ja, Herr!“ Indessen waren alle Männer des Roten Grafen gefesselt. Ihre betroffenen Gesichter sprachen Bände. Sie konnten es nicht fassen, statt in Samt und kostbaren Gewändern eine rauschende Nacht zu erleben, nun in einen feuchten, dunklen Kerker geworfen zu werden.

Allerdings mußte der Kerker von Schlangenfels erst geleert werden, um für die wahren Strolche Platz zu schaffen. Und das geschah in diesem Augenblick. Drüben an der hohen Eingangstür zum Saal entstand Bewegung. Einige verwahrlost aussehende Männer, jüngere und ältere, drängten herein und rieben sich ihre Augen. Die quälende Finsternis im Kerker hatte sie dem Licht entwöhnt.

Nun standen sie mit hängenden Armen und schauten sich um. Einer der Befreiten, etwa Mitte fünfzig, löste sich aus der Gruppe der gefangenen Kaufleute und lief mit erhobenen Händen auf Fürst Dietrich zu.

Wortlos fiel er zu dessen Füßen nieder, sah zu ihm auf und stammelte dankerfüllt: „Wir haben in dem dunklen Verlies immer gehofft, daß Ihr, Graf Leopold, uns befreien werdet. Es waren schreckliche Wochen der Ungewißheit.“

Der Fürst sah einige von seinen umstehenden Rittern an. Sie alle trauten ihren Ohren nicht, über dem, was sie zu hören bekamen. Der Fürst deutete dem Kaufmann an, er solle sich von seinen Knieen erheben.

„Ich bin Fürst Dietrich von Wolfseck, der Euch und die anderen Kaufleute aus der Hand der Räuber befreit hat.“ Der Rote Graf verging beinahe vor Scham, als Fürst Dietrich nun schonungslos offen die wahren Täter nannte. Allen voran der allzeit geachtete Graf Leopold von Schlangenfels. „Das ist unglaublich, der Rote Graf als Anführer einer Räuberbande.“ Nur langsam begannen die Kaufleute zu begreifen, daß sie nun frei waren und daß für ihre Freiheit kein Lösegeld erpreßt werden sollte. „Also Euch, Fürst Dietrich, haben wir es neben dem Handeln der Heiligen zu danken, daß Ihr uns ans Licht gezogen habt.“ Der Fürst schmunzelte, dann winkte er Wulf an seine Seite: „Dieser blonde Junge hat uns auf die Spur gebracht. Wie das alles geschah, werde ich in vertrauterer Runde zum Besten geben.“

Fürst Dietrich wandte sich dem gefangenen Grafen zu.

Ernst schaute der ältere seinen ehemaligen Knappen an. Der Rote Graf konnte den Blicken des andern nicht lange standhalten und wandte den Kopf zur Seite. „Wie seid Ihr zu dem räuberischen Handwerk gekommen? Antwortet!“ Der Gefragte schüttelte seinen Kopf: „Das erfährt allein Pater Franziskus.“ „Wie Ihr wollt. Abführen!“ Zwei Männer nahmen Graf Leopold zwischen sich und führten ihn aus dem Saal.

## 19. Ein Geständnis unter vier Augen



Am nächsten Morgen erwachten die Tagelöhner und Bauern aus dem Flecken Moosgrund durch das dumpfe Schlagen einer Trommel. Sie eilten aus ihren Hütten, und schauten in Richtung Schlangenfels. Ein Herold, in Begleitung zweier Ritter, nahte sich dem Dorf. Der gleichmäßige Rhythmus der Trommelschläge schreckte jeden einzelnen auf. Schnell schlüpfen sie in ihre Kleider oder wahrheitsgetreuer, in ihre zusammengenähten Lumpen und eilten zum Dorfplatz. Auch der alte Waldemar stand vor der Tür zur Schänke und schaute dem seltsamen Zug entgegen. Da mußte doch etwas geschehen sein? In der Tat, die Stimme des Herolds befahl, daß sich alle auf dem Marktplatz versammeln und darauf warten sollten, was ihnen Fürst Dietrich von Wolfseck zu sagen habe. Die Leute schnatterten ängstlich durcheinander.

Wenn Fürst Dietrich hier auftauchte, hatten sie etwas Besonderes zu erwarten. Vergebens versuchte der alte Waldemar, ein Zipfelchen der Botschaft zu erfahren. Die drei blieben hart und erklärten nur geheimnisvoll, wenn je es zu warten gelohnt hätte, dann sei es heute. Genug, um die Spannung der Versammelten zu steigern. Auch Pater Franziskus stand unter der wartenden Menge. Endlich blinkte vom Burghügel eine silberne Schlange, die sich in Windungen auf das Tal zubewegte.

Dann kamen sie herangesprengt. Neben der hohen

Gestalt Fürst Dietrichs keineswegs, wie die Leute erwarteten, Graf Leopold von Schlangenfels. Die Spannung stieg; denn niemand konnte sich vorstellen, was der Fürst in der armen Gemarkung Moosgrund verloren hatte, also zu finden hoffte. Respektvoll wich die Menge zur Seite, und alle verneigten sich tief. Dann schauten sie auf. Fürst Dietrich reckte sich auf seinem Pferd etwas in die Höhe, dann forderte sein rechter kreisender Arm dringendste Aufmerksamkeit. Doch es hätte dieser Gebärde nicht bedurft. In Gehorsam geradezu erstarrt, schauten Männer, Frauen und auch Kinder zu ihm auf. Auch Wulfs Freunde waren unter den Versammelten. Eckart entdeckte den Freund als erster. Ihm fielen bald die Augen aus dem Kopf. Was machte der Bursche unter den Rittern des Fürsten Dietrich von Wolfseck?

Er und die andern sollten es in den nächsten Minuten erfahren. „Leute von Moosgrund!“ Weit schallte die Stimme des Mannes auf seinem Pferd. Jeder Satz, den er aussprach, steigerte das Erstaunen auf den Gesichtern der Zuhörenden. Sie konnten schier nicht glauben, was sie zu hören bekamen, aber keiner hätte gewagt, die Worte des Fürsten in Frage zu stellen.

Allerdings setzte Gemurmel ein, dabei rangen viele ihre Hände, als sie die brutale Wahrheit hören mußten. Graf Leopold selbst sei es gewesen, der mit seinen Rittern die Kaufmannszüge überfallen habe. Fürst Dietrich hatte zuerst den Hirten Rubertus genannt. Schon, daß dieser einfältige Kerl solch ein Schlitzohr war, hätte die Sensation perfekt gemacht,

aber daß ihr Brotherr, nein, das konnte keiner so einfach schlucken. Die meisten der Frauen bekreuzigten sich und schauten in abergläubischer Furcht zur Burg hinauf. Burg Schlangenfels ein Räuber-  
nest! Pater Franziskus verfärbte sich, und sein stets mit roten Äderchen durchzogenes Gesicht, wurde bleich und durchsichtig wie Pergament. Fürst Dietrich schaute den Pater an. „Wem aber haben wir es zu verdanken, daß dieses räuberische Handwerk erst einmal entdeckt wurde?“ Er ließ die Leute nachdenken, obwohl er nicht erwartete, daß sie ihm antworteten. Seine Blicke suchten Wulf, der inzwischen vom Pferd geglitten war und sich unter die Leute gemischt hatte.

Auch Fürst Dietrich schwang sich von seinem Pferd und langsamen Schrittes ging er auf Wulf zu. Die Leute bildeten eine Gasse, wobei ihnen beinahe die Augen aus den Höhlen traten. Was bewog den hohen Herrn, gerade das Findelkind allen anderen vorzuziehen. Nicht genug damit. Während der Fürst sich dem Jungen näherte, löste er eine wertvolle, aus Silber geschmiedete Kette von seinem Hals und streifte sie Wulf über dessen gesenkten Kopf. Wulf glaubte, er müsse sich vor Scham und Verlegenheit vor den Leuten in Luft auflösen. Doch nichts dergleichen geschah. Indessen rieben Bernhard und Wulfs anderen Freunde wie verrückt ihre Augen. Fürst Dietrich hatte bislang Wulfs Namen bewußt ausgespart und nur verschlüsselt von einem tapferen jungen Burschen gesprochen. Wahrscheinlich, so dachten die Leute, er meine einen Knappen, der in seinen Diensten stand. Und nun diese unglaubliche Nachricht. Eckart neidete dem Freund zunächst

solch hohe Ehre, dann aber freute er sich mit den anderen, daß dieses „Findelkind“ ihn zu seinen Freunden zählte. Er war der Held von Moosgrund und weit darüber hinaus. Als hätten Brieftauben Botendienste getan, erzählte man überall von dem unerschrockenen Jungen, der ohne ein erprobter Ritter zu sein, sich so ritterlich geschlagen hatte. Wulf aber blieb gelassen. Schließlich wußte er, welche starke Hand ihn bewahrt und durchgetragen hatte.

Pater Franziskus dankte seinem Gott, daß Er den Jungen auf so wunderbare Weise bewahrt hatte, zugleich aber quälte ihn der abgrundtiefe Sturz seines jungen Grafen. Wie offen war dieser gegenüber dem Wort der heiligen Kirche immer gewesen. Unverständlich, wie so etwas geschehen konnte. Die Tagelöhner von Moosgrund spürten, daß jetzt ihr Seelsorger des Trostes bedurfte, wenn sie nur nicht so ungelenke Zungen hätten. Oft saß Pater Franziskus grübelnd in seiner Klausur und dachte über das Geheimnis der Bosheit nach.

Durch seine ganz neue Erkenntnis des Sohnes Gottes lernte er verstehen, wie gefährdet jeder Mensch war. „Aus dem Herzen kommen alle argen Gedanken!“ So hatte es der Herr selbst gesagt und die Menschen gewarnt. Auch der Apostel Paulus schien von der eigenen Stärke der Menschen nicht viel zu halten, wenn er an die Korinther Gemeinde schrieb: „Darum, wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle.“ So hatte sich der einst so fröhliche junge Graf wohl unterschätzt. Aber wie er zum Raubritter werden konnte, war mit menschlicher Vernunft nicht zu ergründen.

Nachdem Fürst Dietrich wieder auf Wolfseck gezogen war, die Gefangenen gefesselt und streng bewacht, hatte er zuvor Pater Franziskus noch beiseite genommen. Für ihn, so gab er ehrlich zu, sei Graf Leopold total zugeschlossen. Allein dem Pater Franziskus wolle er sich anvertrauen.

Was blieb Pater Franziskus zunächst anderes übrig, als auf ein Beichtgespräch zu warten. Eine Gnadenfrist, so ordnete Pater Franziskus das Schweigen Graf Leopolds ein, für den tief gefallenen Burgherrn zu beten.

Endlich – an einem grauen Novembertag, ritten zwei Männer in blinkenden Rüstungen den Kirchberg hinauf. Vor der Kapelle schwangen sie sich von ihren Pferden. Obwohl Pater Franziskus das Gespräch mit dem Roten Grafen erwartete, öffnete er nur zögernd, als sie jetzt an seine Pforte klopfen. Immer wieder durchdachte er sein Beichtgespräch mit dem Roten Grafen. Der Graf und seine Ritter waren nicht allein Räuber, sondern dazu auch noch zu Mördern geworden. Solche Schuld konnte nur einer auslöschen. Jesus, der für die Schuld aller Menschen am Kreuz gestorben war. Hier wäre an den Schächer zu denken, der in letzter Minute noch Vergebung empfangen hatte. Allerdings war bei ihm eine tiefe Reue vorausgegangen. Ob dies bei Graf Leopold noch geschah, wer wußte das zu sagen.

Schwere Gedanken bewegten den Pater, als er in seine warme Kutte gehüllt, neben seinen Begleitern herritt. Sie hatten ein drittes Pferd von Wolfseck für den Pater mitgebracht. Die Stunde der Wahrheit

rückte greifbar nah, nämlich zu erfahren, wie Graf Leopold samt seinen Rittern, zu einer verschworenen Räuberbande werden konnten.

Als sie nach langen Stunden ermüdet über die Zugbrücke von Burg Wolfseck ritten, fühlte sich Pater Franziskus so elend, als würde er zu seiner eigenen Hinrichtung geführt. Fürst Dietrich hieß den Gast willkommen, war aber seltsamerweise reserviert, vielleicht doch etwas getroffen, daß sich der Raubritter geweigert hatte, mit ihm, seinem Lehnsherrn, ein Gespräch zu suchen. Als sich der Pater am Vorabend des Beichtgesprächs gemeinsam mit Fürst Dietrich in der Burgkapelle unterhielt, äußerte der Fürst seine Enttäuschung. „Nun, ich hoffe, daß sich in Eurer Gegenwart seine Zunge löst. Um nicht allzu neugierig zu erscheinen“, fügte er hinzu: „Mir ist bei allem Geschehen zu rätselhaft, wie er zu dem geworden ist.“ „Eben, Fürst Dietrich“, erwiderte der Pater, „seit Wochen quält mich diese Frage auch.“

Offensichtlich sollte ihn diese Frage noch einige Zeit quälen. Zunächst jedenfalls dachte der Rote Graf nicht daran, seinem stets so vertrauten Seelsorger sein Herz zu öffnen. War es etwa der Gedanke, daß sich an seinem Schicksal ohnehin nichts ändern würde.

Einer der Burgwächter führte den Pater am andern Morgen durch schmale dunkle Gänge in den Kerkerbereich. Der Wächter schloß eine Bohlentür auf und ließ den Pater eintreten. Er zündete eine zweite Fackel an und befestigte sie an einem Haken.

Nun saßen sie sich gegenüber. Der Pater auf einem dreibeinigen Hocker, der Graf ihm gegenüber auf einem abgesägten Holzklotz. Zunächst schwiegen beide. Zuckender Fackelschein huschte über das bleiche Gesicht des Gefangenen. Aus der Flamme der Fackel stieg ein feiner Rauchfaden unter die feuchte Decke des Kerkers. Pater Franziskus fühlte die hellen Augen des andern auf sich gerichtet. „Willst du nicht beginnen?“ schienen sie herauszufordern, „ich beginne nicht.“ Endlich räusperte sich der Seelsorger: „Ihr könnt Euch sicher erinnern, wie ich in der letzten Predigt oben in der Burgkapelle sagte, es gäbe keinen Menschen, der gegen jegliche Form der Versuchungen gefeit sei. Ich suchte damals Euren Blick und bemerkte, wie Ihr meinen Augen ausgewichen seid?“ Der Rote Graf schwieg, dann nickte er mit seinem Kopf: „Ihr habt gut beobachtet, Pater Franziskus. Ich wandte das Gesicht zur Seite, weil mich die Versuchung schon eingeholt und überwunden hatte.“ Wieder stand die Stille zwischen ihnen. Nach längerer Pause nahm der Rote Graf das Gespräch auf, beziehungsweise führte es weiter. „Dabei hätte ich voriges Jahr noch jeden an den Galgen gebracht, der mich nur verdächtigt hätte, das zu tun, was wir dann als verschworene Gruppe später getan haben. Es war mein stolzer und gerechter Großvater, der mir, so glaubte ich, in jeder Hinsicht als Vorbild genügen würde. Ihm wollte ich nacheifern.“

Der Erzählende sah sein Gegenüber prüfend an, als wisse er genau, worauf dieser wartete. Und er traf es auch: „Ihr, Pater Franziskus, umkreist nur eine Frage, wie aus dem anständigen Sohn der Kirche

ein Raubritter werden konnte?“ „In der Tat, Graf Leopold, über diesem Rätsel zerbreche ich mir seit Wochen den Kopf.“ „Eigentlich sollte mich dieses Geheimnis an den Galgen und ins Grab begleiten. Eigentlich“, wiederholte er, „doch mag es auch nichts entschuldigen, was wir getan haben, jedoch wird es mancher verstehen. Dabei hoffe ich besonders darauf, daß Ihr es versteht ... und vielleicht sogar verzeiht.“ „Ich höre, Graf Leopold, ich höre in der Gegenwart des anwesenden Herrn.“ „Also, ein Beichtgespräch!“ folgerte der Gefangene. „So habe ich es von Anfang an eingeordnet“, antwortete der Pater. „Vorausgeschickt, was Ihr ohnehin wißt“, begann Graf Leopold, „wie ich voller Leidenschaft an Ritterturnieren teilgenommen habe. Wie ich mit Freuden loszog, wenn irgendwo die Fanfaren lockten. Weniger lockend war die Tatsache, daß mich der Reichtum anderer Ritter zum Tagelöhner machte. Obgleich ich für viele der stolzen Heißsporne zu einem ernstzunehmenden Turniergegner wurde, blieb ich die graue, unbeachtete Maus. Mir fehlte das nötige Geld. Darüber aber verfügten die reichen und immer reicher werdenden Kaufleute.“ Der Erzählende schwieg und stützte seinen Kopf in beide Hände.

So in sich selbst vergraben, stöhnte er vor sich hin. Dann hob er den Kopf und seine eigentliche Beichte begann: „Oft hält man manches für das Eingreifen der Heiligen, und dabei steht eine seltsam dunkle Macht dahinter. Eines Morgens tauchte ein steinreicher Kaufmann in meiner Herberge auf. Mich mit guten, aufrichtigen Augen ansehend, bot er mir alles an, was ich immer erträumte, aber mir niemals

leisten konnte. Ich versprach, und schnappte dabei vor Freude bald über, ihm nach und nach das geliebte Geld zurückzuzahlen. Er lächelte und winkte ab. „Das eilt nicht, mein Freund, das eilt nicht.“ Von da an begann mein Ansehen zu steigen. Ich unterschied mich nicht mehr durch die ärmliche Schale von den andern.“ Graf Leopold schwieg erneut und schaute auf die knisternde Fackel an der Wand.

„Ist bald abgebrannt“, sagte er zweideutig. Pater Franziskus forderte ihn auf, zu Ende zu erzählen.

„In der Tat, dieser glückliche Anfang läutete bald das Ende ein“, fuhr der Erzählende fort. „Der Sturz in den Abgrund ließ nicht lange auf sich warten. Unvermittelt – mit der Fratze des Bösen selbst – stand jener Reiche plötzlich vor mir. Mein freundliches Lächeln erfror sofort, während er überhaupt nicht gelächelt hatte. Seine Krallenhand ausgestreckt, verlangte er, ich solle ihm sein Geld binnen kürzester Frist zurückzahlen. Dabei lächelte er widerlich, roh und zischte: ‚Oder Eure Ritterlehre ist für alle Zeiten erledigt.‘

Zynisch fügte er noch hinzu: ‚Mein Geld ist allseits begehrt, dafür aber meine Zunge gefürchtet!‘ So ließ er mich stehen und stapfte mit wuchtigen Schritten aus dem Raum. Ich blickte ihm schreckensbleich nach. Anschließend schüttete ich mein übervolles Herz vor Ritter Eberhard, meinem besten Freund aus. Auch aus seinem Gesicht wich jede Farbe. In dieser schier ausweglosen Lage begann unsere Phantasie verderbliche Bilder auszumalen.“ Der Pater unterbrach den andern und sah ihm in die

Augen. „Das Weitere läßt sich mühelos erraten. Ihr saht als einzigen Ausweg, Euch das nötige Geld durch Raubüberfälle zu beschaffen. Vielleicht nur einen einzigen.“ Graf Leopold nickte bestätigend. „Wie habt Ihr das so schnell gefolgert? Wir wollten in der Tat nur einen Kaufmannszug überfallen. So aus der Not heraus. Beinahe verwegenermaßen, es zu glauben, die Heiligen würden, wenn auch unser Tun nicht billigen, so doch zumindest verstehen. Doch schneller als gedacht, zog uns sie Gier immer tiefer nach unten. Beim ersten Überfall floß viel Blut, und diese Blutschuld ließ sich nicht mehr entschuldigen. So beschlossen wir, bei einem nächtlichen ausschweifenden Burgfest, das wir mit schwerem roten Wein anreicherten, alle Männer und Frauen auf unsere Seite zu ziehen. Und es klappte. Jeder bekam Anteil von der Beute, und keiner von den Anwesenden glaubte, daß es je herauskommen würde. Dem Kaufmann ließ ich die schuldige Summe überbringen!“

Die Stimme des Erzählenden stockte, und in seinen Augen glänzten Tränen. Kaum hörbar flüsterte er: „Nun habe ich meine Ehre verloren und bald auch mein Leben.“ Pater Franziskus bezeugte dem schuldig gewordenen Burgherrn mit Augen, Händen und Gebärden, es gäbe kein Vergehen, daß durch Jesu teures Blut nicht gesühnt werden könne. Vorausgesetzt, man bereue seine Taten. Sein Gegenüber sah ihn an, dann hob er abwehrend dem Pater beide Hände entgegen: „Für mich nicht! Für mich nicht!“ Dabei schienen seine Blicke die Klage des Brudermörders Kain wiederzugeben: Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge.

Pater Franziskus rückte den Schemel zur Seite. Seine Hände in die weiten Ärmel der Kutte geschoben, stand er da und schaute den andern lange und traurig an. „Und Fürst Dietrich?“ fragte er schließlich. Graf Leopold zögerte, darauf zu antworten. Dann kamen seine Worte stockend: „Obwohl es mich ... und meine Gesellen kaum vor härtester Strafe bewahren wird, ... so sagt ihm doch, wie ich zu dem geworden bin ...“ Dann schlug er die Hände vors Gesicht. Er schaute erst wieder auf, als die Schritte des Wächters und seines Begleiters im dunklen Gang verhallten.

In den nächsten Wochen, ja weit bis in den Frühling des neuen Jahres hinein, kursierten unter den Leuten der nahen und weiterern Umgebung zwei abenteuerliche Geschichten.

Manches wurde durch lebhaftere Phantasie hinzugefügt, aber im Kern hielt sich die Wahrheit, so wie sich alles zugetragen hatte. Es blieb den Menschen unbegreiflich, wie ein ehrenvoller Ritter zu einem gemeinen Räuber werden konnte. Doch nicht allein das, sondern wie es ihm gelingen konnte, alle Mitbewohner von Burg Schlangenfels in seinen Strudel hineinzuziehen.

Dagegen erzählte man mit leuchtenden Augen die Geschichte von dem unbedeutenden Findelkind. Ein Ritter ohne Rüstung, so hatte Fürst Dietrich den Jungen genannt.

Wulf strich wie eh und je gern durch die Wälder, half fleißig mit, wo immer man ihn brauchte und

einsetzte. Für die Menschen von Moosgrund, insbesondere für Wulfs Freunde, bahnte sich im Sommer eine dritte Sensation an. Pater Franziskus brachte die Nachricht in Umlauf. Es seien zwei Ritter des Fürsten Dietrich von Wolfseck bei ihm aufgetaucht. Zunächst ließ er die Neugierigen raten. Was würde es wohl sein? Schweigend schauten sie Pater Franziskus an: „So will ich es euch sagen. Fürst Dietrich hat beschlossen, Wulf im Herbst dieses Jahres auf Burg Wolfseck zu holen ...“

Doch das ist wieder eine ganz neue Geschichte.